Sonntags-Bibliothek.

Lebensbeschreibungen christlich-frommer Männer

zur

Erweckung und Erbauung der Gemeine.

Herausgegeben
von
Freunden des Reiches Gottes.

Eingeleitet
von
Dr. A. Tholuck,
Professor und Consistorial-Rath.

Erster Band. — 4. u. 5. Heft.

Leben des Dr. Phil. Jacob Spener von C. A. Wildenhahn.

Bielefeld, 1845.
Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Es wird gebeten die innern Seiten dieses Umschlags zu beachten.

Ankündigung.

Indem wir hiermit dem Publikum eine Sammlung von Lebensbeschreibungen christlich = frommer Männer übergeben, hoffen wir einem tiefgefühlten Bedürfniß der gegenwärtigen Zeit entgegenzukommen. Ueberall giebt sich im Volke ein großes Verlangen nach solchen Schriften zu erkennen, welche das neu entstandene religiöse Leben zu nähren und zu fördern im Stande sind, und es ist in den letzten Jahrzehnden vieles geschehen, um dieses Verlangen zu stillen. Man hat es nicht ohne Glück versucht, gesunde Kernschriften vergangener Zeit wieder aus der Vergessenheit hervorzuziehen; man ist mit vielen religiösen Zeitschriften zu Hülfe gekommen, und dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß dadurch schon viel zur Verbreitung und Förderung eines wahrhaft christlichen Lebens beigetragen worden ist. Unsere Zeit hat indessen Bedürfnisse, welche weder Zeitschriften, deren Inhalt mehr oder weniger flüchtig an dem Geiste vorübergeht, noch Bücher aus der Vergangenheit genügend befriedigen können. Sie will geistnährenden und herzerquickenden Stoff in einer entsprechenden, Theilnahme erregenden und fesselnden Form. Beides möchten wir in unserer Sammlung ihr darbieten. Lebensbeschreibungen sind dazu besonders geeignet, und die Erfahrung hat es hinlänglich gelehrt, von welchem entschiedenen und gewaltigen Einflusse sie für Unzählige gewesen sind. Während sie auf der einen Seite dem Leser einen reichen Wechsel der äußeren Lebensverhältnisse vorführen, zeigen sie zugleich in lebendiger Anschauung das innere Geistesleben der verschiedenen Persönlichkeiten in seiner Eigenthümlichkeit und werden dadurch nicht selten Leitsterne für das eigne Leben des Lesers. Wir aber wollen zu gleicher Zeit Lebensbeschreibungen christlicher Männer geben, Lebensbeschreibungen, aus denen namentlich die Kraft eines lebendigen Glaubens nach der ganzen Fülle seiner Aeußerungen dem Leser entgegentreten soll, und denen wir eben dadurch einen bleibenden Werth, einen fortgehenden Segen zu sichern wünschen. Unsere Litteratur, wenngleich nicht arm an Lebensbeschreibungen frommer Männer überhaupt, bietet doch bis dahin Weniges dar, was aus diesem Gebiete zu gleicher Zeit dem Volke leicht zugänglich wäre.

Sonntags-Bibliothek.

Lebensbeschreibungen christlich-frommer Männer

zur

Erweckung und Erbauung der Gemeine.

Herausgegeben

von

Freunden des Reiches Gottes.

Eingeleitet

von

Dr. A. Tholuck,

Professor und Consistorial-Rath.

Erster Band. — Viertes und fünftes Heft.

Leben des Dr. Philipp Jacob Spener von C. A. Wildenhahn.

Bielefeld, 1845.

Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Leben

des

Dr. Philipp Jacob Spener

von

C. A. Wildenhahn.

Inhalt.

	Seite
Speners Geburt und erste Jugendjahre	1
Sein Universitätsleben	12
Spener auf Reisen	20
Frühprediger in Straßburg	24
Senior in Frankfurt a. M.	32
Des Collegium pietatis	43
Die Pia desideria	56
Persönliche Schicksale	70
Berufung als Oberhofprediger nach Dresden	80
Die Catechismus-Examina	91
Der Pietismus	94
Die Dimission	102
Berufung nach Berlin	114
Sein Tod	122
Nachträge	132

Unweit Colmar im Ober-Elsaß, welches bis zum westphälischen Friedensschlusse zu Deutschland gehörte, liegt das kleine Städtchen Rappoltsweiler, Jahrhunderte lang die Residenz der Grafen Rappoltstein. Hier lebte in dem Amte eines Hochgräflichen Raths und Registrators Herr Johann Philipp Spener, Anfangs Informator und Hofmeister des jungen Grafen, mit seinem Weibe Agathe, einer Tochter des Johann Jacob Salzmann, der vormals rappoltsteinischer Rath und Stadtvoigt gewesen war, später aber als Syndicus der heil. röm. Reichsstadt Colmar gestorben ist. Damals, vor mehr denn zweihundert Jahren, wo die Predigt des göttlichen Wortes weniger zur Erweckung christlicher Frömmigkeit und eines christlichen Wandels, als vielmehr zur Bekämpfung der Andersgläubigen verwendet wurde, und deshalb der ganze kirchliche Gottesdienst in unfruchtbaren, nutzlosen, oft zwar geist- und wissensreichen, aber gemüthsarmen und lebenslosen Belehrungen bestand, war es um so erquicklicher, wenn in einzelnen Familien sich bei dem gelehrten Wortstreite der Hirten unter einander die lautere, einfache Gottseligkeit in einzelnen Gliedern der Heerde erhielt.

In diesem Hause wurde am 13. Januar des Jahres 1635, Abends fünf Uhr, ein Knabe geboren, der in der heiligen Taufe die Namen Philipp Jacob erhielt. Es war eine besondere Auszeichnung für das Spener'sche Ehepaar, daß die verwittwete Gräfin von Rappoltstein Pathenstelle übernahm, und von diesem Augenblicke an, wo sie das Knäblein dem Herrn Jesu in ihrem Gebete geweihet hatte, eine innige Liebe und Zuneigung zu demselben faßte, und bis zu ihrem im November des Jahres 1648 erfolgten Tode durch wahrhaft mütterliche Fürsorge dieselbe an den Tag legte, weil sie das heilige Versprechen, welches sie im

Namen des Kindes abgelegt hatte, in aller christlichen Treue erfüllen wollte.

Wenn wir nun die Sitte unserer Zeit dagegen halten, nach welcher die Pathen sich wenig oder gar nicht mehr um das leibliche und geistige Wohl der Kinder bekümmern, welche sie dem Herrn zuzuführen durch einen freiwilligen Schwur bei der heiligen Taufe angelobet, so muß es uns freilich mit Trauer und Herzeleid erfüllen, und dann um so mehr, wenn, wie es leider Gottes allzuoft geschieht, dann nicht einmal die eignen Aeltern mit aller Kraft dafür sorgen, die versäumte Pflicht der Pathen nachzuholen. Wenn Gott einst von jedem Worte Rechenschaft von uns fordern wird, so ganz besonders von dem Ja, mit welchem wir Gott zu dienen und Andere zu Gott zu führen geschworen haben!

Unser Philipp Jacob Spener war besser daran, als Tausende von armen Kindern, arm, nicht sowohl wegen Mangels an irdischem Gute, als vielmehr wegen Mangels an treuen, liebenden Seelen, welche sich ihrer annehmen, und für ihr leibliches Wohl wie für ihrer Seelen Seligkeit früh und spät besorgt sind. Die frommen Aeltern bewiesen ihren freudigen Dank zu Gott für dieses Kind dadurch, daß sie dasselbe in gemeinsamer Demuth dem Dienste des Herrn weihten und, falls der Herr es ihnen lassen sollte, ihren Sohn zu einem Prediger des Evangeliums bestimmten. Sobald unser Spener nur einigermaßen die Bedeutung dieses herrlichen Berufes zu fassen vermochte, theilten ihm auch die Aeltern ihren Wunsch und ihr Gelübde mit, und sie hatten die große Freude, daß ihr Sohn sich mit dem willigsten Herzen dazu verstand. Spener konnte also später mit vollem Rechte auf sich das Wort des Apostels Paulus anwenden: „Da es aber Gott wohlgefiel, der mich von meiner Mutter Leibe hat ausgesondert und berufen durch seine Gnade, daß er seinen Sohn offenbarte in mir, daß ich ihn durch das Evangelium verkündigen sollte, also fuhr ich zu und besprach mich nicht darüber mit Fleisch und Blut. —" (Gal. 1. V. 15, 16.) Denn wie groß auch später Schmach und Schande ward, die ihm seine Feinde und Widersacher bereiten wollten, hat er doch auch nie mit einem Worte sich über die Wahl seines Berufes beklagt, vielmehr es jederzeit unter Dank- und Freudenthränen anerkannt, wie der Herr aus lauter Barmherzigkeit ihn zu

einem Haushalter über Gottes Geheimnisse auserwählt habe.

In dieser ungeheuchelten Demuth vor Gott, dem geistigen Erbtheile seiner Aeltern, lag auch wohl der Grund einer fast zu großen Scheu und Schüchternheit, von welcher Spener sich sein ganzes Lebenlang, trotz seines bessern Willens und zum Nachtheile seiner priesterlichen Wirksamkeit, nicht frei machen konnte. Denn wurzelte auch diese Demuth in dem Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit vor Gott und wurde für ihn somit die Thüre zur vollen Gnade, so giebt es doch in dem Leben und Wirken eines Predigers Zeiten und Veranlassungen, wo er, eingedenk des Wortes unsers Herrn: „Fürchtet euch nicht vor Denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten; fürchtet euch aber vielmehr vor Dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle" (Matth. 10, 28.), vor Menschen eben so muthig und unerschrocken auftreten muß, als er sonst vor Gott in aller Demuth und Unterwürfigkeit sich beugt. Noch in seinem fünfundsechszigsten Jahre spricht sich Spener in einem Briefe an einen Amtsbruder darüber also aus: „Die Klage über Mangel des Muthes aus natürlicher Blödigkeit anlangend, so ist es eben die Krankheit, die ich auch von Jugend auf fühle, daher ich in allen meinen Verrichtungen zu nichts mehr Vorbereitung, und daß sich meine Natur gleichsam zwingen muß, bedarf, als wo ich zu Jemanden, wie gering er auch wäre, also daß ich mich vor ihm nicht fürchten darf, mit wahrem Ernste reden soll. Manchmal deucht es mich, als ziehe mir Etwas die Stimme zurück, daß die Worte nicht herauskommen, dies thut mir zwar weh und demüthigt mich, da ich es aber nicht zu ändern vermag, muß ich es mit Geduld tragen, und des Herrn Gnade darüber suchen."

Ueber die Entwickelung seiner geistigen Anlagen spricht er unterm 5. December 1693 sich selber also aus: „Ich versichere, daß ich vor Andern nichts Sonderbares zu haben mir einbilden darf, sondern danke der himmlischen Güte des liebsten Vaters, der mich, da ich nichts Besseres als Andere mit in die Welt gebracht, nicht allein sobald in der heiligen Taufe wiedergeboren und wie an andern Kindern der Christen das gute Werk in mir gleich angefangen, sondern es auch nachmals durch sein Wort, theils vermittelst

der treuen Auferziehung meiner seligen Aeltern, die mich als vom Mutterleibe an dem Herrn zu seinem Dienste gewidmet, theils durch Anweisung meiner Lehrer und Prediger, theils durch das eigne Lesen sowohl der Schrift als anderer christlichen Bücher bald fortgesetzt hat, also daß mich der Herr bereits ziemlich in meiner Seele durch Verleidung aller Eitelkeit bereitet, ehe ich noch auf die Universität gekommen, auch manchmal in den noch jungen Jahren viele gute Bewegungen, deren Erinnerung mich jetzt wahrhaft freuet, bei mir zu wirken angefangen hat. Also weiß ich von keinen außerordentlichen Wegen, sondern allein von solchen, durch welche insgemein der Herr die Seinen führt, nämlich daß das Wort sammt den Sacramenten und deren Kraft alles Gute in uns ausrichten muß. Auf welchem Wege mich auch Gott bis an mein Ende erhalten wird, und ich ihm dafür demüthig Dank sagen will."

Die christlichen Schriften, welche Spener in seiner frühesten Jugend außer der Bibel las, waren besonders Johann Arndt's sechs Bücher vom wahren Christenthum, und dessen Paradiesgärtlein, die man gewissermaßen als die erste Quelle betrachten kann, aus welcher Spener späterhin seine so berühmt gewordenen Pia desideria (fromme Wünsche, nämlich in Betreff des christlichen Lebens) schöpfte; sodann einige aus dem Englischen übersetzte Bücher, in welchen der Weg zu Christo auf eine wahrhaft erbauliche Weise gelehrt wird. Dazu gehörten Bayle's Uebung der Gottseligkeit, Southom's Kleinod der Kinder Gottes und Dyke's Selbstbetrug, Schriften, die zwar jetzt ihrer Form nach etwas veraltet sind, die aber den Geist und das Leben des wahren Christenthums so erwecklich darstellen, wie kein Anderer es wirksamer vermag. Eben dasselbe gilt von Richard Barters Buch von der Selbstverleugnung, von welchem Spener dankbar bekennet, daß es in seiner Jugend nicht wenig zu seiner Besserung und Aufmunterung ihm gesegnet gewesen sei, und er deshalb die genannten Schriften später allen Christen, die es mit der Heiligung ihrer Seelen ernstlich meinten, nebst der Heiligen Schrift als die förderlichsten Mittel zur wahren Frömmigkeit empfahl.

Die öffentlichen Schulen waren damals, mit Ausnahme der Gelehrtenschulen sehr schlecht bestellt, so daß in gar

vielen Orten es gar keine eigentlichen Schulen gab und die Erziehung der Kinder dem Belieben der Aeltern anheim gestellt war. Auch in Rappoltsweiler gab es keine Schule, und Spener konnte deshalb nur in seiner Aeltern Hause durch Privatlehrer unterrichtet werden. Später, als er von vielen Seiten her wegen Anlegung und Einrichtung von Volksschulen um Rath angegangen wurde, bedauerte er es sehr, daß er niemals eine öffentliche Schule besucht habe, und er deshalb auch nicht im Stande sei, darüber irgend welche Vorschläge zu thun. Bei seiner Gewissenhaftigkeit war diese Unerfahrenheit in Schulsachen ein hinreichender Grund, auch später die Erziehung anderer Kinder von sich abzuweisen.

Den meisten und wohlthätigsten Einfluß auf Speners christliche Erziehung hatte Joachim Stoll, gräflicher Hofprediger zu Rappoltsweiler, ein eben so gelehrter als frommer Mann, und so treu in seinem übernommenen Amte, daß er mehrere Anerbietungen anderer und einträglicherer Stellen mit aller Bestimmtheit zurückwies und deshalb von seiner Gemeinde wie ein Vater geliebt und geehrt wurde. Spener gesteht, daß er diesem lieben Manne, der in der Folgezeit durch die Verheirathung mit seiner ältesten Schwester sein Schwager wurde, die ersten Funken eines wahren Christenthums, so wie die rechte Führung und Anweisung zu seinen theologischen Studien verdanke. Besonders verstand Stoll die schwere Kunst, die Heilige Schrift erbaulich zu erklären und seine Predigten waren in damaliger Zeit wahrhafte Muster in der Verwendung des Textes. Spener schrieb deshalb die Predigten seines Lehrers, so weit er es nur vermochte, wörtlich nach und legte dadurch den Grund zu seiner eignen Predigtweise. Auch in der Philosophie und in den alten Sprachen war Stoll Speners Lehrer, und dieser hatte über die Fortschritte seines Schülers die große Freude, daß derselbe, erst sechszehn Jahre alt, die Universität beziehen konnte.

Geschichte und Geographie studirte Spener durch eignen Fleiß; dagegen hatte er in der Dichtkunst, wozu frühzeitig in ihm die Anlage sich entwickelte, eine Zeitlang einen gewissen Georg Sigismund Vorberger zum Lehrer, der später, durch sonderbare Schicksale in die sächsische Oberlausitz verschlagen, in der Stadt Bautzen Cäm-

merer wurde. Vorberger, ein durch und durch christlich gesinnter Mann, hatte die für seine Zeit auffallende Eigenthümlichkeit, die Namen der heidnischen Götter niemals in seine Gedichte mit aufzunehmen, außer in solchen, wo es, nach seinem eignen Ausdrucke, der heidnischen Gottheit zur Schande gereichte. So lange Spener in seinem älterlichen Hause lebte, dichtete er Viel und Vielerlei, und, getreu seinem Vorbilde, mit ängstlicher Vermeidung der heidnischen Götter. Eingedenk des Wortes der Schrift: „Ich will die Namen der Baalin (heidnische Götter) von ihrem Munde wegthun, daß man derselben Namen nicht mehr gedenken soll" (Jesaias 2, 17.), getraute er sich niemals den Namen der Minerva oder anderer Gottheiten zur Bezeichnung der göttlichen Weisheit zu bedienen, weil er besorgte, die göttliche Weisheit dadurch zu verunehren. Wenn man bedenkt, wie unbedenklich dies von den berühmtesten Dichtern damaliger Zeit geschah, und wie selbst in den christlichen Liedern die Namen Minerva, Mars, Apollo, Jupiter und dergleichen mit aufgeführt wurden, so wird man die Gewissenhaftigkeit des jungen Dichters und sein feines Gefühl für Schicklichkeit in Behandlung christlicher Gedanken und Empfindungen mit Freuden anerkennen, und zugestehen, daß Der, welcher reines Herzens ist, auch Alles rein haben will. Vorlage zu seinen Dichtungen wurde ihm der Hauptinhalt der Erbauungsbücher, die er las. So wurde er durch die Schilderungen des seligen Zustandes der Gläubigen und des unseligen Looses der Gottlosen in und nach dem Tode einmal so tief ergriffen, daß er den größten Theil dieses Capitels aus Bayle's Uebung der Gottseligkeit in Verse brachte. Dieser Trieb, Gedichte und Lieder zu machen, war in ihm so stark, daß er ihn mit Gewalt hemmen mußte. Wie gering aber Spener von dieser seiner Dichtkunst dachte, geht daraus hervor, daß er seine Lieder und Gedichte vor dem Austritte aus seinem Aelternhause vernichtete, und auch nicht eins als Zeugniß seiner damaligen Gesinnung und Anschauungsweise übrig geblieben ist. Auch später bestrafte er sich in diesem ungezügelten Eifer dadurch, daß er, nach seiner eignen Aussage, noch viele Tausend von ihm gemachter Verse verbrannte. Die Lieder, welche wir jetzt noch von Spener haben, z. B.:

Nun ist auferstanden
Aus des Todes Banden
Gott und Menschensohn u. s. w.

Sollt' ich denn mich täglich kränken
Und auf's Künftige gedenken? u. s. w.

Ich weiß, daß Gott mich ewig liebet,
Ob zwar es je Gedanken giebet,
Hoffnung betrüge Manchen oft u. s. w.

Es sei Herr, deine Gütigkeit
Mit Freuden hoch gepriesen u. s. w.

in welchem letzten Liede er den Artikel von der Gnadenwahl und der Ordnung unserer Seligkeit ausführt, — dies und andere Lieder fallen der Zeit ihrer Entstehung nach in seine späteren Jahre, und zwar in die ersten Jahre seines Frankfurter Lebens. Daher wurden sie auch zuerst in einigen Ausgaben des Frankfurter Gesangbuches aufgenommen, und gingen von da in andere Gesangbücher über.

Dagegen behielt Spener die Lieder seines Lehrers Vorberger im treuen Gedächtnisse, und aus einem Liede: „Ich Erde, was erkühn' ich mich" — hatten sich fünf Verse so tief in des Schülers Herz und Sinn eingeprägt, daß er noch in seinen spätesten Lebensjahren am Kranken- und Sterbebette sich und Andere oft damit tröstete. Diese Verse lauten also:

Nun ich, nicht ich, mein Heiland du,
Du gehst mit mir dem Vater zu,
Ich hang' in deinen Armen,
Er muß sich mein erbarmen.

O Vater, schau' auf deinen Sohn,
Soll ich, so muß auch er davon
Und dein Gesichte meiden,
Er läßt mich nicht abscheiden.

O Vater, ich vergnüge mich,
Dein huldreich Antlitz zeiget sich,
Durch deines Sohnes Wunden,
Der mich dir hat verbunden.

Der Gnadenblick vermehret sich
Und lässet mich ganz seliglich
Auf sein holdselig Winken
In Ruh' und Friede sinken.

Nun stärk' ich mich und laß mir nicht
Wegnehmen diese Zuversicht,
Du werdest Vater bleiben,
Dein Sohn mich dir einleiben.

Aus Speners Jugendzeit sind besonders noch zwei Vorfälle zu erwähnen, welche über den Zustand seines Herzens einen deutlichen Aufschluß geben. Es war in seinem zwölften Jahre, als er, mit andern Knaben und Mädchen seines Alters in eine Gesellschaft erwachsener Personen eingeführt, aufgefordert wurde, mit zu tanzen. Er wollte nicht, aber man redete ihm so lange zu, bis er es that. Kaum hatte er aber angefangen, so überfiel ihn eine solche Angst, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als mitten aus dem Tanze davon zu laufen, um in einem verborgenen Winkel seine Gewissensqual durch Thränen zu erleichtern. Dies war das erste und letzte Mal in seinem Leben, daß er an einem solchen Vergnügen Theil genommen hatte. Die Erinnerung an diese Seelenqual verließ ihn sein ganzes Leben hindurch nicht und noch kurze Zeit vor seinem Tode erzählte er seinen Freunden diesen Vorfall als einen Beweis davon, daß er in seiner Jugend auch böse gewesen sei. Es mag Vielen diese Gewissenhaftigkeit als übertrieben und kleinlich erscheinen; wenn wir aber zunächst die Ansichten Speners darüber zusammenstellen, wie er wohl das Tanzen an und für sich, als eine Körperbewegung, nicht für sündlich hielt, das aber durch die herbeigeführte Gelegenheit zu allerhand Leichtfertigkeit und Ueppigkeit zur Sünde verführe und dadurch zur Sünde werde, — wie das Herumlaufen und Herumspringen der Ehrbarkeit und der Würde des Christen nicht wohl anstehe, ferner daß es dem Christen obliege, auf all sein Thun und Lassen, auf seine Reden, Gebärden und Werke also Acht zu geben, daß er jederzeit daran gedenke, wie er von alle Diesem dem strengen Richter einst Rechenschaft geben müsse, daß der Christ somit nichts thun solle, was nicht zur Ehre Gottes gereiche, und wie deshalb von Anbeginn der christlichen Kirche an alle treuen Lehrer des wahren gottseligen Lebens das Tanzen gemißbilligt hätten, — wenn wir dann bedenken, wie ein Herz, in welchem das rechtschaffene Wesen in Christo lebendig und kräftig geworden ist, auch an dem Geringsten Anstoß und Aergerniß nimmt, was nicht aus Gott ist, so begreifen

wir es wohl, wie Spener darüber ernstlich betrübt sein konnte, daß er auch nur einmal in seinem Leben dieser Neigung nachgegeben habe.

Ein anderer Vorfall machte noch einen tiefern Eindruck auf ihn. Wir wissen, wie die verwittwete Gräfin Agathe von Rappoltstein ihre mütterliche Zuneigung zu dem Knaben durch die treueste Sorge für sein leibliches und geistiges Wohl an den Tag legte. Spener war deshalb oft zum Besuch auf dem Schlosse bei seiner gnädigen Frau Pathe; diese fragte ihn dann, was er des Tages über gelesen oder gelernt habe; belehrte und ermahnte ihn und behandelte ihn wie ihren eignen Sohn. Dadurch gewann sie des Knaben Herz. Nun traf es sich, daß Spener, als er im Monat November des Jahres 1648 acht volle Tage lang seine Wohlthäterin, weil sie krank lag, nicht hatte besuchen können, eines Tages zu ihr gerufen wurde. Als er in ihr Zimmer eintrat und sie todtenbleich auf ihrem Bette liegen sieht, ergreift ihn der tiefste Schmerz. Sie winkt ihn zu sich, legt ihre Hand auf sein Haupt und öffnet den Mund; aber kein Laut dringt daraus hervor, ein Schlagfluß hatte der armen Gräfin die Sprache geraubt. Und als sie nun bald darauf noch in Gegenwart Speners starb, erschütterte dieser Vorfall das Herz des noch nicht vierzehnjährigen Knaben dergestalt, daß er alle Lust zum Leben verlor und Gott innig anflehte, er möge ihn sterben lassen. Eine lange Zeit hindurch trug der arme Knabe diesen Wunsch täglich im Gebete Gott vor; alle Lust und Liebe zur Arbeit war verschwunden, er hatte nichts als Thränen und Seufzer und hätte allerdings bei dieser fortgesetzten Traurigkeit, welche seinen ohnedies nicht allzukräftigen Körper ermattete, zuletzt sich zu Tode gehärmt. Aber Gott hatte ihn zum Leben und zum Wirken in seinem Reiche auf Erden bestimmt; nach und nach ward sein Herz wieder ruhiger, die Liebe zum Leben und zur Arbeit kehrte zurück, aber ein tiefer Ernst blieb von dieser Zeit an der Grundzug seiner Seele. Später erkannte und bereute er diesen in Gottes Regiment eingreifenden Wunsch als einen Fehler gar sehr, dankte aber doch Gott auch allezeit für diesen Ausbruch seiner Schwachheit, weil eben der Ernst, welchen er durch diesen Vorfall gewonnen hatte, in ihm manche aufkeimende Lust der Eitelkeit, von welcher die Jugend selten frei ist, schwächte und

erstickte, und sein Gemüth dadurch frühzeitig auf die zukünftigen Güter lenkte.

Bald darauf wurde Spener von seinem Lehrer, dem Hofprediger Stoll, durch die erstmalige Theilnahme am heiligen Abendmahl in die Gemeinschaft der Bekenner des Herrn aufgenommen, und da Stoll erklärte, daß sein Schüler nicht viel mehr von ihm lernen könne, beschlossen die Aeltern ihn auf das Gymnasium zu Colmar zu thun, wo er unter der unmittelbaren Aufsicht seines Großvaters Salzmann leben sollte. Dieser erklärte sich willig und bereit, den Neffen in sein Haus und an seinen Tisch zu nehmen. Und so geschah es, daß unser Spener nach vollendetem funfzehnten Jahre im Mai 1650 von dem Prediger und Gymnasiarch M. Joachim Klein als Schüler des colmarischen Gymnasiums aufgenommen wurde, unter dessen väterlicher Leitung er nun den weitern Grund zu seinen academischen Studien legte.

Da es immerhin erfreulich ist, aus dem Leben eines uns werthen und theuern Gottesmannes auch einige weitere Familiennachrichten zu erfahren, so mag hier der schickliche Ort dazu sein, weil Spener mit seinem Abzuge nach Colmar seine Vaterstadt Rappoltsweiler für immer verließ und, bis auf einige kurze Besuche, niemals wieder in den Kreis der Seinen zurückkehrte. Auch hätte er später, als seine Verwandten alle gestorben waren, eben nicht die freundlichste Aufnahme gefunden, denn er mußte die Kränkung erfahren, daß gerade in seiner Heimath solche Personen zu keinem Amte befördert wurden, welche mit ihm in vertrauter Freundschaft lebten. Nun, auch der Herr mußte sagen, daß der Prophet im Vaterlande nichts gelte.

Nach Speners eigenem Zeugnisse stammt sein Geschlecht und zwar in väterlicher und mütterlicher Linie aus Straßburg, wo seine Vorväter als angesehene Bürger in hohen Würden und Diensten gestanden haben. Sein Vater Johann Philipp starb im Februar 1657, nachdem er fast ein halbes Jahrhundert dem gräflichen Hause treulich gedient hatte. Er hinterließ seiner Wittwe eine ziemlich zahlreiche Familie, die wenigstens, was aus Briefen Speners hervorgeht, aus sieben Kindern bestanden haben muß. Einer der Brüder unsers Speners war Johann Jacob. Dieser lebte im Jahre 1675 in Frankfurt am Main und

zwar in selbstständiger Haushaltung. Der jüngste Bruder Georg Wilhelm wurde später Stadtschreiber einer kleinen fürstlichen Stadt am Rhein. Unser Spener sagt von ihm, daß er auf solchen seinen lieben jüngsten Bruder von Jugend auf vor den übrigen besondere Hoffnung und Zuversicht gehabt habe.

Seine älteste Schwester Agathe Dorothea verheirathete sich im Jahre 1660 mit dem genannten Hofprediger Joachim Stoll, der am 21. April 1678 in einem Alter von 63 Jahren starb. Die zweite Schwester ward die Gattin des Joachim Heinrich Horbius, der Anfangs geistlicher Inspector der Grafschaft Spanheim zu Aarbach und Beisitzer des dortigen Consistoriums, dann Superintendent der fränkischen Reichsstadt Windsheim und zuletzt Pastor zu St. Nicolai in Hamburg war. Er starb, in Folge der pietistischen Streitigkeiten seines Amtes entsetzt, am 26. Januar 1695 auf dem holsteinischen Landgute Steinbeck und ist in der Kirche daselbst begraben.

Einer dritten Schwester erwähnt Spener in einem Briefe vom 21. Januar 1681, wo er sagt, daß der am 21. Februar 1677 zu Tübingen verstorbene fromme Doctor der Medicin Johann Conrad Brodbeck sein Schwager gewesen sei; und eine vierte Schwester war an den Dr. Joachim Ulrich Wild, Hofprediger zu Darmstadt, verheirathet.

Speners Mutter verheirathete sich nach dem Tode ihres Gatten im Februar 1664 zum zweiten Mal mit Ludwig Barth, Raths- und Waisenvoigt zu Colmar, der aber ebenfalls vor ihr in die Ewigkeit einging. Sie lebte nun eine Zeitlang in Colmar in aller Zurückgezogenheit bis zu Ausbruch der kriegerischen Unruhen am Rhein. Unterm 23. November 1675 schreibt Spener an seinen Schwager Stoll in Rappoltsweiler: „Unserer lieben Mutter Trübsal betrübet uns von Grund des Herzens. Suche sie durch Anliegendes zu überreden, ob sie doch zu uns hierher (nach Frankfurt am Main) sich begeben, und so lange das Ungewitter währt (der damalige französische Kriegszug im Elsaß) in Sicherheit begeben möchte. Ich bitte solches kräftig mit zu unterstützen, ob sie etwa aus der Straßburger Weihnachtsmesse hierher käme mit den abreisenden Kaufleuten, denn um Ostern besorge ich, werde

es unmöglich sein wegen des Krieges. Es ist zwar der Winter zur Reise, sonderlich bei solchem Alter, unbequem; aber man könnte nachher ihrer hier soviel besser und mit guter Weile pflegen. In meiner Haushaltung wollen wir ihr gern das Regiment lassen, daß sie nicht sorge, das Wenigste sehen zu müssen, was ihr nicht gefällig ist. Wie denn meine liebe Hausfrau sie so herzlich liebet als ich selbst. Gott gebe daß sie doch herkommen möchte, sie würde vielleicht Bruder Johann Jacob's, der hierbei seinen Gruß setzet, Hausfrau in dem Kindbette finden, als welche um Weihnachten ihre Zeit erwartet.

Die alte Mutter Spener zog nun wirklich zu ihrem Sohne nach Frankfurt, wo sie unter treuer kindlicher Pflege am 11. Mai 1683 verstarb.

Nicht viel über ein Jahr brauchte unser Spener, um auf dem Gymnasium zu Colmar sich zum Besuch der Universität würdig vorzubereiten, er war erst sechszehn Jahre alt, als er im Jahre 1651 mit dem Willen seiner Aeltern die Universität Straßburg bezog, um hier Theologie zu studiren. Hier war er gewissermaßen noch in seiner Heimath. Der dasige Professor Primarius der Rechtsgelehrsamkeit Dr. Johann Rebhan, war sein Oheim, indem derselbe seines Vaters Schwester zur Ehe hatte. In seines Oheims Hause fand Spener die freundlichste Aufnahme, Kost und Wohnung, ohne daß er auch nur die geringste Entschädigung dafür zu leisten hatte. Fast mehr noch als dies galt dem wißbegierigen Jünglinge die von seinem Oheim ihm zugestandene Erlaubniß, dessen sehr reiche Bibliothek nach Belieben zu benutzen. Der alte treue Oheim behandelte den Neffen wie seinen eigenen Sohn, ertheilte ihm zu seinen Studien heilsamen Rath und Aufmunterung, erwarb ihm durch Empfehlung mancherlei Bekanntschaft und Unterstützungen und wurde somit gewissermaßen der Grund zu allen spätern Schicksalen, welche über Spener kamen.

Sein Lehrer Stoll hatte ihm die väterlichsten Wünsche auf die Universität mitgegeben; besonders hatte er ihn zu einer ernsten und strengen Sonntagsfeier verpflichtet, so, daß er des Sonntags nicht nur mit weltlichen Ergötzungen nichts zu thun haben, sondern daß er sich selbst aller ge-

lehrten Studien enthalten sollte, auch wenn diese zu seiner Theologie gehörten. Denn am Sonntage müsse man nichts thun, wodurch man gelehrter, sondern nur das, wodurch man besser und frömmer zu werden hoffen könne.

Welches ernste, gewichtige Wort! Wie schlägt dies Wort als ein Blitz in die Sonntagsfeier unserer Zeit in alle Stände, so auch unter die Studirenden. Spiel und Tanz und alle weltlichen Vergnügungen, sind gewissermaßen Berufsarbeiten an Sonn- und Festtagen geworden; und wollte man noch dazu, nach des frommen Stoll Wunsch und Grundsatz, alle Diejenigen abrechnen, welche dadurch noch von der großen Welt eine Ausnahme machen, daß sie den Sonntag, allerdings nicht zur Wollust, aber zu ihren gelehrten und weltlichen Arbeiten verwenden, so würde in einer Gemeinde kaum Einer übrig bleiben, der am Sonntage nichts weiter thut und nichts weiter will, als wie er besser und frömmer werden kann.

Spener that in treuem Gehorsam nicht allein gegen seinen würdigen und frommen Lehrer, sondern gegen die eigne Stimme in seinem gottesfürchtigen Herzen, was ihm gerathen worden war, und was der getreue Stoll ihm oftmals in seinen Briefen auf's Neue wieder an's Herz legte. Er besuchte ohne Ausnahme, sobald er nicht durch leibliches Unwohlsein daran gehindert war, alle Sonn- und Festtage den öffentlichen Gottesdienst; die übrigen Stunden des Tages füllte er mit Lesen solcher Schriften, in welchen auf erbauliche Weise Anleitung zur Selbstkenntniß und zur lautern Gottesfurcht gegeben wurde. Dazu gehörte des Martin Statius Schatzkammer der Gläubigen, gegen welches Buch Spener Anfangs einen Widerwillen hatte, weil ihm gesagt worden war, es fänden sich einige Irrthümer darin, die mit der lutherischen Lehre in Widerspruch ständen. Als ihm aber ein Student dies Buch zum Lesen anbot, und er es mit der Absicht in die Hand nahm, um die ihm aufstoßenden Irrthümer zusammenzustellen, wurde er von dem Inhalte desselben so tief ergriffen, daß er seinen ersten Zweck darüber vergaß und dann Zeit seines Lebens dies Buch in hohen Ehren hielt. Auch des Andreas Cramers Schrift: „der gläubigen Kinder Gottes Ehrenstand und Pflicht,“ gehörte zu seiner Sonntagslektüre, die er theils allein, theils mit einigen seiner guten

Freunde vornahm. Diese jungen Leute führten einen förmlichen Hausgottesdienst ein, indem sie sich zu ihrer gemeinschaftlichen Erbauung aus den genannten Schriften durch Absingen einiger frommer Lieder von Rist, Homburg und Anderen, die damals noch ganz neu waren, dazu vorbereiteten. Um Abwechselung in diese Sonntagsübungen zu bringen, setzten sie zuweilen eigene Betrachtungen über biblische Stellen bald in Poesie bald in Versen auf und lasen sich dieselben vor. In dieser lieben Gewohnheit liegt ohne Zweifel die nächste Veranlassung zu den spätern hausgottesdienstlichen Versammlungen, welche Spener in Frankfurt einzurichten begann.

„Ich kann," schreibt er im Jahre 1683, „meinen Gott für den bei dieser Sonntagsfeier während meiner Universitätszeit mir ertheilten Segen nimmermehr zur Genüge danken. Ach der Herr erbarme sich doch dieses Stückes der Verderbniß unsers Christenthums auf den Schulen."

Ja wohl, du lieber, frommer Spener; dies ist unser Gebet und Wunsch auch in unserer Zeit! —

Wie zurückgezogen er überhaupt in Straßburg lebte, ersehen wir aus einem Schreiben aus dem Jahre 1690, wo er bei dem Rückblick auf diese Zeit äußert: Ich entsinne mich, daß zur Zeit meines Studiums in Straßburg, als ich bei den Pfalzgrafen war, und diese eine kleine Reise unternommen hatten, ich mit einer alten Magd allein zu Hause geblieben war. Etwa sechs Wochen gingen dabei auf solche Art hin, daß ich zuweilen mehrere Tage hinter einander kaum einen Menschen gesehen habe, selbst nicht einmal die Magd; denn diese mußte mir mein Essen außerhalb vor der Thüre niedersetzen. Ich brachte meine ganze Zeit unter den Büchern hin, und dieses Lebens wurde ich so wenig überdrüssig, daß ich vielmehr betrübt wurde, daß die Zeit herannahte, wo meine Herren wiederkommen, und ich also meine so süße Einsamkeit wiederum aufgeben sollte. Ich hätte es für eine Freude gehalten, stets in solcher Freiheit und Stille leben zu können.

Am Johannistage 1655 hielt er seine erste Predigt aus dem Evangelio Luc. 1, v. 74, 75., „daß wir, erlöset aus der Hand unserer Feinde, ihm dieneten ohne Furcht unser Lebelang, in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist." Er bekannte später, daß ihm Gott in diesem

Texte seiner ersten Predigt die Summe Dessen vor die Seele geführt habe, was er vorzugsweise habe lehren sollen. Dazu gehörte vor allen Dingen die Rechtfertigung aus dem Glauben, die er schon jetzt mit ganzer Seele erfaßte. Er äußerte mehrere Male, daß wenn er in den Fall kommen sollte, Streitschriften zu schreiben, er mit wahrer Seelenfreude diesen Hauptartikel der evangelischen Wahrheit gegen alle Feinde und Widersacher, besonders gegen die römisch-katholische Kirche vertheidigen würde. Ebenso der Artikel von der Gottheit Jesu Christi. Zu Beiden gab ihm auch Gott später Gelegenheit, indem er gegen die Socinianer die Vertheidigung des Zeugnisses von der Gottheit Christi, und gegen den Dr. Breving die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben schrieb. Uebrigens predigte er während seiner Studienzeit sehr selten und ließ sich höchstens alle Vierteljahre einmal dazu bewegen. Er wollte durchaus erst selber lernen, ehe er Andern predigte. Er begann seine weitere Vorbereitung damit, daß er mit großem Eifer die griechische und hebräische Sprache trieb, die hauptsächlichsten Geschichtsschreiber des alten Griechenlands las, besonders aber die heilige Schrift in ihren beiden Ursprachen mit aller Liebe studirte. In der hebräischen Sprache machte er solche Fortschritte, daß er nach drei Vierteljahren im Stande war, in dieser Sprache seine Erklärungen des alten Testamentes vorzutragen. Um das neuere Hebräisch, nämlich das Rabbinische und Talmudische zu erlernen, knüpfte er Bekanntschaft mit einem gelehrten Juden an. Später erlernte er auch noch das Arabische.

Spener war noch nicht achtzehn Jahre alt, als er im Jahre 1653 bereits den Grad eines Magisters sich erwarb, indem er dazu eine Disputation hielt über die Verhältnisse der Vernunft zu dem Schöpfer. Darin sprach er sich besonders über die sogenannte natürliche Theologie aus und bekämpfte die Ansichten und Lehren des Engländers Thomas Hobbes, der in seiner Freigeisterei so weit ging, daß er selbst den Geist des Menschen für einen Körper hielt.

Dann legte er sich auf das Studium der Geschichte, namentlich der deutschen, und betrieb dasselbe eine lange Zeit mit besonderer Vorliebe, weil er sich berufen glaubte, darüber einst Vorlesungen zu halten. Des niederländischen

Gelehrten Hugo Grotius Buch über das Recht der Völke im Kriege und im Frieden studirte er mit solchem Eifer und eignete sich die Ansichten dieses Mannes so sehr an, daß er sogar später in seinen Predigten dieselben mit vorbrachte.

Nachdem Spener drei Jahre lang diese zum großen Theil doch nur Nebenwissenschaften der Gottesgelahrtheit betrieben, hatte er am 14. Juni 1654 sein eigentliches theologisches Studium angefangen, indem er an diesem Tage zum ersten Male die Vorlesungen des Professors Dr. Schmidt über die lutherische Glaubenslehre besuchte.

Glaubensfestigkeit brachte er in die Vorlesungen nicht mit; vielmehr hatte er bisher einen harten Kampf des Zweifels und Unglaubens gekämpft, der durch das Studium so vieler weltlichen Wissenschaften unterhalten und verstärkt wurde. Aber es war der Kampf eines treuen gottesfürchtigen Herzens mit dem Truggebilde eines von der Weisheit der Welt geblendeten Verstandes. Es schmerzte ihn in tiefster Seele, daß sein bisheriger Glaube angefochten werden konnte, und er beklagte diesen Widerstand des natürlichen Menschen mit dem Geiste Gottes mit mehrern seiner Freunde. Er führte über diese Glaubenskämpfe ein treues Tagebuch, um einst, wenn er mit Gottes Hülfe wieder hindurch gekommen wäre, die Weisheit dieser Welt als eine Thorheit vor Gott zu erkennen. Und der Herr half ihm durch. Denn wer den guten Kampf des Glaubens mit Aufsicht auf den Herrn kämpft, dem ist die unvergängliche Krone allezeit bescheeret.

Unter seinen Lehrern ist besonders Professor Dr. Dannhauer zu nennen, ein Mann von tiefer Gelehrsamkeit und großem Einflusse auf die theologischen und kirchlichen Streitigkeiten. Spener hatte diesen Mann so lieb gewonnen, daß er Zeit seines Lebens sich seiner in aller Dankbarkeit und Liebe erinnert, und mit dessen Ansichten und Meinungen späterhin seine eignen Urtheile in religiösen und kirchlichen Angelegenheiten belegte.

Bei der großen Anzahl seiner Geschwister konnte er von seinen Aeltern nur eine geringe Unterstützung erhalten, und wenn auch einige seiner Anverwandten nach Kräften dazu beisteuerten, so reichte doch dies nicht hin, um seine Bedürfnisse zu

decken. Er sah sich deshalb genöthigt, durch Unterricht bei wohlhabenden Studenten das Fehlende zu erwerben.

Bei seinem, nach möglicher Erlernung alles Wissenswürdigen begierigen Geiste, war ihm die Universität Straßburg nicht genug, er besuchte deshalb nach und nach noch die Universitäten zu Freiburg, Tübingen, Genf und Basel. Hier überall verband er das Lernen mit dem Lehren, schon um seines leiblichen Unterhaltes willen. Er hielt an allen diesen Orten private und öffentliche Vorlesungen über verschiedene theologische Studien und überall mit vielem Beifall, und machte dabei mit vielen gelehrten und vornehmen Leuten Bekanntschaft und mit einigen sogar sehr vertraute Freundschaft.

Im Jahre 1654 wurde Spener zum Lehrer und Erzieher der beiden fürstlichen Brüder, des Herzogs Christian und Ernst Johann Carl, Pfalzgrafen bei Rhein, berufen, indem dieselben ihre academischen Studien zu Straßburg unter seiner Aufsicht betrieben. Nachdem er ein und ein halb Jahr lang dieses ehrenvolle Amt treulich verwaltet hatte, unternahmen die beiden Pfalzgrafen, nach der Sitte damaliger Zeit, eine Reise nach Frankreich und namentlich nach Paris, welche Stadt nun einmal als diejenige galt, wo besonders fürstliche Personen den Beschluß ihrer wahren Bildung machen zu müssen glaubten. Spener ward von seinen erlauchten Zöglingen gebeten, sie dahin zu begleiten. Da er nun, wie wir später sehen werden, das Reisen liebte, weil er es als eines der besten Mittel zur Vermehrung seiner Kenntnisse ansah, war er auch im Grunde seines Herzens nicht abgeneigt, diese Reise mitzumachen. Als ihm aber einige angesehene Theologen vorstellten, daß er durch den vielleicht längern Aufenthalt in Frankreich und durch die mannichfachen allzuweltlichen Zerstreuungen seiner fürstlichen Zöglinge, welchen er sich nicht immer werde entziehen können, in seiner theologischen Weiterbildung kaum einen Fortschritt, viel mehr wohl gar einen Rückschritt machen würde, war er auch augenblicklich entschlossen, dieses sonst so angenehme Anerbieten zurückzuweisen. Er entließ mit den herzlichsten Wünschen und fast väterlichen Rathschlägen seine bisherigen Schüler und betrieb nun in Straßburg seine viel umfassenden Studien mit neuem Eifer und las Collegia über Logik und Metaphysik, später auch

und dann fast ausschließlich über Geographie, Geschichte und Genealogie.

Dies letztere Studium, ein Unterricht über die Geschichte fürstlicher und adeliger Geschlechter und ihrer Abstammung und Verwandtschaft unter einander, verbunden mit der Heraldik, das heißt, der Wappenkunde adeliger Familien, erscheint uns jetzt als ein sehr überflüssiges, wenigstens einem Theologen ziemlich fremdes, — aber in damaliger Zeit galt dies für einen递Haupttheil der Wissenschaften und Spener arbeitete in derselben mit großer Vorliebe. Nachdem er bereits an die zwanzig Jahre im eigentlichen geistlichen Amte gelebt hatte, und durch seine Wirksamkeit für das Reich Gottes zu einem Hauptarbeiter der Gottseligkeit erhoben war, konnte er sich doch von diesem Studium noch nicht trennen. Wie er überhaupt darüber dachte, ersehen wir aus einer Antwort an einen Freund, der ihn aufgefordert hatte, diese heraldischen Studien bei Seite zu lassen. Er spricht darüber: „Ich kann versichern, daß ich zu diesem historischen Studium (denn die Heraldik ist ein Stück der Geschichte — und ich behandle in den Wappen der Familien die Landschaften und Rechte der großen Herren) zwar zunächst durch natürliche Neigung hingeführt worden bin, aber später von Gott durch mancherlei Aufforderung, ja sogar durch Befehle Derer, die mir zu befehlen hatten, darin weiter geleitet worden bin, so daß ich mir getraue, sagen zu dürfen, daß ich dies Alles nicht ohne Gottes Willen unternommen habe.“ Indessen gestand er doch später, daß er, seitdem er nach Dresden gekommen, dies Studium der Heraldik aus den Händen gelegt habe, und er bei gereifterem Alter sich auch durch sein Gewissen getrieben fühle, die wenige ihm übrig bleibende Zeit wichtigern und seinem ordentlichen Berufe anständigern Geschäften nicht zu entziehen.

In Basel, wo er im Jahre 1659 sich aufhielt, vervollkommnete er seine Kenntniß der hebräischen und rabbinischen Sprache, unter Leitung des berühmten Professors Buxtorff, und brachte es durch sein Ansehn sogar so weit, daß auf dieser alten Universität zum ersten Male unter seinem Vorsitze eine historische Disputation gehalten wurde, wobei freilich einige calvinische Eiferer ihm wegen seiner lutheri-

schen Strenggläubigkeit mannigfache Kränkung zu bereiten suchten.

Außer den genannten Wissenschaften erlernte er auch die französische und italienische Sprache; und obgleich er darin im Ganzen nur geringe Fortschritte machte, so gestand er doch, daß er auch das Wenige nicht um ein ziemliches Gold missen wolle. Auch das Englische hätte er gern gelernt, besonders um die Schriften des Baile, Sonthom, Dyke und Anderer in der Ursprache lesen zu können. — Aber da ihm jede Gelegenheit dazu mangelte, blieb ihm dieser sein Wunsch unerfüllt.

Ueberhaupt aber ist der eiserne Fleiß, mit welchem er seinen Studien lebte, wahrhaft bewundernswürdig. Jedes Buch, das er las, schrieb er in wohlgeordnetem Auszuge wieder nieder; dazu unterstützte ihn eine ungewöhnliche Gedächtnißkraft, welche ihn in den Stand setzte, Blatt und Seite jedes Buches anzugeben, wo er Dies und Jenes gelesen hatte. Dies Gedächtniß vervollkommnete sich in spätern Jahren so sehr, daß er jedes Wort in seiner Predigt, welches er auf der Kanzel anders vorbrachte, als es niedergeschrieben war, sich merkte, und bei seiner Nachhausekunft es sogleich im Manuscripte corrigirte, um immer auf das Genaueste zu wissen, was er an heiliger Stätte gesprochen hatte.

Schon dieser rastlose Fleiß konnte nicht vortheilhaft auf seine leibliche Gesundheit wirken, und doch ließ er sich, um sich in der Entsagungskraft zu üben, noch zu einer völlig unnützen Mäßigkeit verleiten, die ihn leiblich nur noch mehr schwächen mußte. Er setzte nämlich den Sonnabend in jeder Woche zu einem Fasttag an, wo er wirklich den ganzen Tag über auch nicht das Geringste zu sich nahm, und erst des Abends den quälenden Hunger mit einigen Bissen Brotes milderte. Als er dies, ohne durch ein Gelübde daran gebunden zu sein, ein volles Jahr fortgesetzt hatte, wurde er so schwach und hinfällig, daß er ärztliche Hülfe suchen mußte. Erst jetzt erfuhr er, daß er mit diesen unnützen Fasttagen seiner Gesundheit einen solchen Schaden gethan hatte, den er, wenn es möglich gewesen wäre, hätte mit Gold wieder aufkaufen sollen. Nun fastete er zwar nicht mehr, aber seine ruhelose Thätigkeit blieb nach wie vor dieselbe.

Nachdem sich Spener neun Jahre lang auf verschiedenen Universitäten durch Lernen und Lehren in allen Zweigen der Wissenschaft, soweit sie seine Theologie und die allgemeine Bildung betrafen, einen ungewöhnlichen Reichthum von Kenntnissen erworben hatte, wurde ihm von seinen Freunden und Verwandten, insbesondere von seiner lieben Mutter, eine größere Reise nach Frankreich angerathen. Er war nicht sogleich dazu bereit, schon um der Mißdeutung auszuweichen, daß er zur Zahl derjenigen deutschen Reisenden gehöre, welche nicht nur ohne allen Nutzen, sondern sogar zu ihrem Schaden und zu ihrer Schande in dem üppigen und verführerischen Frankreich herumreisen und leiblich und geistig arm und elend wieder nach Hause kommen. Als ihm jedoch entgegengehalten wurde, daß es für junge Theologen, wenn sie anders in der Furcht des Herrn tüchtig und klüglich dazu wären, höchst nützlich sein könne, wenn sie in fremden Ländern und im Umgange mit allerlei Menschen vornehmen und niedrigen Standes sich zur bessern Führung ihres einstigen Amtes vorbereiteten, daß solchen Geistlichen, welche zu höheren und wichtigern geistlichen Stellen berufen würden, sogar eine gewisse Weltkenntniß höchst nothwendig sei, um mit Erfolg wirken zu können, erklärte er sich dazu bereit. Doch überwog bei dem bescheidenen jungen Manne, der an nichts weniger als an einstige große Ehren und Würden dachte, nicht dieser letzte Grund, sondern vielmehr die Aussicht, auf seiner Reise durch Empfehlungen Zutritt in die Bibliotheken zu erhalten und durch Benutzung seltener und wichtiger Bücher seine Kenntnisse zu erweitern.

Der französischen sowie der italienischen Sprache war er hinreichend mächtig, um sich durchzuhelfen und so trat er in Gottes Namen um Ostern 1660 von Straßburg seine Reise nach der Schweiz an, um von da aus nach Frankreich zu gehen. In Genf jedoch erlitt sein Reiseplan eine unvorhergesehene Abänderung. Er wurde krank, eine Gliedergicht überfiel ihn, welche ihn drei Monate lang an Zimmer und Bette fesselte und ihm die heftigsten Schmerzen bereitete. Die Seinigen schlossen daraus, daß Frankreichs Clima seiner Gesundheit durchaus nicht zuträglich sei und riethen ihm an, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Spener war ein zu gehorsamer Sohn, als daß er dagegen Vorstel-

lungen gemacht hätte. Indeß, als er wieder genesen war, unternahm er wenigstens einen kurzen Ausflug von Genf nach Lyon, nahm dann in ersterer Stadt wieder einen längern Aufenthalt und kehrte dann über Genf, Orbe, Granson, Neufchatel, Biel und Solothurn nach Basel zurück. Von hier aus begab er sich auf einige Zeit nach Montbeillard oder Mömpelgard in Burgund, wo er bei dem Herzoge eine sehr freundliche Aufnahme fand. Denn als dieser gerade damals die erste Prediger-Versammlung in seinem Lande hielt, übertrug er unserm Spener das schwere und ehrenvolle Amt des Opponenten in den Disputationen. Im November 1661 kehrte er endlich über Basel nach Straßburg zurück, wo er im Hause seines Oheims Rebhahn die alte heimathliche Aufnahme wiederfand.

So wenig dies dem Vorhaben und dem Zwecke seiner Reise entsprach, so lieb und werth blieb ihm doch diese kurze Wanderschaft. „Ob mir's wohl" — äußerte er später einmal darüber, — „so gut nicht werden wollte, daß ich weit außer Deutschland hinaus oder in demselben weit hinein kommen können, sondern gewissermaßen an der Pforte von Frankreich wieder umkehren mußte, so hat mir doch diese Reise viel Segen gebracht."

Das Bemerkenswertheste und für seine Zukunft Einflußreichste war die Bekanntschaft mit einigen gelehrten und berühmten Männern, welche er in Genf kennen lernte.

Zu diesen Männern gehörte der berühmte Professor der Theologie Anton Leger, ein geborner Waldenser, also ein Mitglied der ältesten christlichen Kirche, welche sich von dem Papstthume losgesagt hat. Leger hatte mehrere Jahre lang zu Constantinopel das Amt eines reformirten Predigers verwaltet. Durch diesen Gelehrten erhielt Spener eine sehr genaue Kenntniß von dem äußern und innern Zustande der armen Waldenser-Gemeinden. Besonders machte auf ihn der Umstand Eindruck, daß die Prediger und Vorsteher dieser noch heute von den Katholiken so hart gehaltenen und verfolgten Gemeinden in den piemontesischen Gebirgen ohne Besoldung lebten und sich von ihrer Hände Arbeit, meist vom Ackerbau, nährten. Denn dadurch sei der rechte Respect und die schuldige Ehrerbietung der Gemeinde gegen sie nicht allein nicht geschwächt, sondern vielmehr nur eine größere Liebe und herzlichere Vertraulichkeit, als in den

lutherischen Gemeinden bestehe, unter ihnen eingeführt worden. Spener gründete darauf später seine Ansicht, daß es einem christlichen Prediger nicht zur Unehre gereiche, wenn er mit dem Gesinde sich seines Ackerwerkes kümmerlich ernähre und mit zugreifen müßte. „Ja,“ setzt er hinzu, „auch nur ein einziges Mal mit seinen Zuhörern in die Schenke gehen, halte ich für ein schwereres Aergerniß, als das ganze Jahr die amtsfreien Stunden zur Handarbeit mit anzuwenden.“

Das christliche Mitleid mit den Waldensern blieb dem Herzen unsers Speners so tief eingeprägt, daß er noch fast dreißig Jahre darauf, als im Jahre 1688 diese von den Katholiken verjagten armen Leute in Würtemberg Aufnahme fanden, seine Freude darüber laut aussprach und gewiß war, daß sie einem Lande nur Segen bringen würden.

Eine andere zu Genf angeknüpfte Bekanntschaft war die mit dem französischen Jesuiten Claude François Menestrier, welcher insofern von Einfluß auf unsern Spener wurde, als dieser Mann in der Heraldik und Genealogie sehr bewandert war und die Vorliebe zu diesen Wissenschaften in unserm Reisenden vergrößerte.

Am Bemerkenswerthesten aber ist eine dritte zu Genf gemachte Bekanntschaft mit Johann von Labadie, einem gebornen Katholiken, der aber in Genf zu den Reformirten übergetreten war. Dieser Labadie, ein Mann von der lautersten und innigsten Frömmigkeit, hatte nach und nach eine Gesellschaft von Männern und Frauen um sich gebildet, deren Aufgabe es war, in allen religiösen Uebungen es den ersten christlichen Gemeinden, wie solches in der Apostelgeschichte erzählt wird, gleich zu thun. Daher drangen sie auf tägliche Zusammenkünfte zu Gebet und Abendmahlsfeier, zu gemeinschaftlichen Mahlzeiten, und führten völlige Güter-Gemeinschaft unter sich ein. Dadurch, daß sie Niemanden zur Theilnahme an ihrer Abendmahlsfeier zuließen, wenn sie denselben nicht für einen Wiedergebornen halten konnten, und dadurch, daß sie den öffentlichen Gottesdienst hintansetzten, trennten sich Labadie und seine Anhänger von der herrschenden Kirche. Dieser Umstand reichte hin, die Labadisten und ihren Stifter in den Augen aller Derer, welchen eine strenge Gottesfurcht und eine in jedes Wort und Werk übergehende Frömmigkeit ein

Greuel ist, als verdächtige Leute zu bezeichnen, denen man nicht die reinste Sittlichkeit zutrauen könne.

Spener lernte aber in Labadie einen in jeder Beziehung sehr ehrenwerthen und christlich gesinnten Mann kennen. Er las dessen Schriften mit vielem Interesse und übersetzte sogar einen sehr erbaulichen Tractat dieses Mannes: „Von andächtigen Betrachtungen, wie solche christlich und geistlich angestellt und geübt werden sollen," in's Deutsche. Dieses Buch erschien zu Frankfurt 1667, und zum zweiten Male im Jahre 1700 zu Berlin. Nur mit dem calvinischen Grundsatze von der unbedingten Gnadenwahl und der Vorausbestimmung der Menschen zur Seligkeit und Verdammniß, welche Lehren Labadie in aller Strenge und Consequenz festhielt, konnte er sich in keiner Weise mit ihm befreunden. Dagegen besuchte er seine Predigten oft, erfreute sich an seinem Eifer für ein gottseliges Leben und freute sich, daß derselbe einen völlig unsträflichen Lebenswandel führe, so daß selbst die Feinde dieses Mannes, deren Zahl unter dem weltlichen wie geistlichen Stande Legion war, nichts Erhebliches gegen ihn aufbringen konnten. Später jedoch, als Spener selbst Hausversammlungen einrichtete, und diese einer gewissen Classe von Menschen ebenfalls verdächtig erschienen, wurde ihm seine Bekanntschaft mit Labadie in sehr bitterm Tadel vorgeworfen, besonders da er bei verschiedenen Gelegenheiten den hart angegriffenen Labadie in Schutz genommen und seine guten Eigenschaften gebührend gelobt hatte. Spener vertheidigte sich dagegen mit dem christlichen Grundsatze, daß man das Gute auch an seinem Feinde loben müsse.

Speners Widersacher gefielen sich nun einmal darin, ihn als einen Labadisten zu verschreien und von ihm auszusprengen, er habe in Genf aus Labadie's Hand das heilige Abendmahl empfangen und sei dessen vertrautester Freund gewesen. Viel mochte es zu diesem Geschrei mit beitragen, daß Spener über zwei weibliche Anhänger dieses Labadie, nämlich die Jungfrau Anna Maria Schurmann und das Fräulein Antoinette von Bourignon, sich in Betreff ihres christlichen Lebens sehr günstig ausgesprochen hatte.

Uebrigens erfuhr Spener in Genf von allen Seiten Liebes und Gutes. Nicht allein die Professoren, sondern

auch die Vornehmsten der Stadt und des Magistrats hielten ihn ihrer Freundschaft würdig, was um so mehr zu erwähnen ist, da Spener doch damals nichts als ein Student der Theologie war. Weit entfernt, sich durch solche ungewöhnliche Auszeichnungen zu Stolz und Eitelkeit verführen zu lassen, betrachtete er das Alles vielmehr als eine besondere Wirkung der göttlichen Güte und Treue, welche ihm die Herzen fremder Menschen zuwandte, und diese Auszeichnung vor Menschen wurde in ihm eine desto größere Aufmunterung, sich vor seinem Gott zu demüthigen und täglich besser und frömmer zu werden.

Im Jahre 1662 hielt sich Spener in Tübingen auf, wo er in einem Alter von siebenundzwanzig Jahren und nun schon in das zwölfte Jahr eigentlich weiter nichts war, als ein Studiosus der Theologie, obgleich er auch hier wie anderwärts Collegien las. Hier fand er im Hause und am Tische seines alten Freundes Dr. Frommann vier Monate lang die freundlichste Aufnahme, und benutzte diese Zeit zu zwei Vorlesungen, an welchen außer vielen vornehmen Studenten auch mehrere Edelleute, Barone und Grafen Theil nahmen. Ueberhaupt stand Spener schon um diese Zeit in vieler Achtung; die meisten Personen würdigten ihn ihres vertrauten Umgangs, indem die ältern ihn wie einen Sohn, die jüngern wie einen Bruder behandelten. Zu seinen besondern Freunden und Gönnern gehörte auch der obengenannte, ihm verschwägerte fromme Arzt Dr. Brodbeck.

Wohl viele Andere würden in seinem Alter und bei seinen Kenntnissen sich um irgend eine geistliche Stelle beworben und dazu die schon sehr bedeutende Bekanntschaft mit vielen vornehmen und einflußreichen Personen benutzt haben. Aber Spener war fest entschlossen, sich in seinem Leben niemals um ein geistliches Amt zu bewerben, weil er der innigsten Zuversicht lebte, daß der Herr der Kirche auch Diejenigen, die er zu Verkündigern seines Wortes haben wolle, auch schon selbst suchen werde. Von diesem Grundsatze ist der gewissenhafte Mann auch nicht ein einziges Mal abgewichen, und so viele geistliche Stellen er auch in der Folge bekleidete, so hat er sich doch um keine derselben beworben, vielmehr sie erst nach dem ernstlichsten Bedenken angenommen. Auch

war es Anfangs noch ein anderer Umstand, der ihn nicht mit allem Ernste an die Annahme einer geistlichen Stelle denken ließ. Weil er nämlich in Beobachtung seiner selbst zu der schmerzlichen Erkenntniß gekommen war, wie schwer es sei, sich selber immer auf den rechten Gottesweg zu führen und darauf zu erhalten, und er deshalb immer mit einer gewissen Furcht und Scheu sein inneres Leben überblickte, so hielt er sich auch für unfähig, die Seelen Anderer recht und getreulich zu führen, und kein Gedanke war ihm ernster und erschütternder, als der, der vor Gott verantwortliche Seelsorger einer ganzen Gemeinde zu sein. Es war daher sein stetes Anliegen vor Gott, daß er zur Führung eines solchen schweren Amtes nicht möge auserselhen werden, und seine Bitte an Gott war, ihm einen solchen geistlichen Wirkungskreis anzuweisen, wo er zwar Arbeit und selbst die schwerste, aber keine Seelsorge zu übernehmen habe. Spener dachte dabei an solche geistliche Stellen, wo mit dem Predigtamte eigentliche Pastoralgeschäfte nicht verbunden sind. Wie sehr er sich, aus zu großem Mißtrauen gegen sich selbst in dem Pfunde irrte, was ihm Gott gerade zu solcher Arbeit gegeben hatte, hat sich freilich später daraus ergeben, daß er nicht allein zum Seelsorger einer abgeschlossenen Gemeinde, sondern sogar zum Seelsorger vieler Tausend zerstreuten Seelen, die alle bei ihm Rath und Trost suchten, von Gott berufen war und in dieser Hinsicht auch durch Gottes gnädigen Beistand den größten Segen verbreitet hat.

Es war nun im genannten Jahre, wo nicht allein der regierende Herzog Eberhard von Würtemberg, sondern auch sein Bruder, der Herzog Friedrich sein Augenmerk auf den jungen Spener richteten und bei einer Vacanz Willens waren, ihn zu berufen. Ehe jedoch dies zur Ausführung kam, zeigte sich ihm plötzlich ein anderer Weg zu einem geistlichen Wirkungskreise. Es wurde ihm nämlich in Straßburg eine eben erledigte Predigerstelle angetragen, und zwar eine solche, mit welcher gerade eine sehr ausgedehnte und schwierige Seelensorge verbunden war.

Dies brachte denn einen harten Kampf in des geprüften Mannes Seele. Die Furcht und Scheu gerade vor solchem Amte trat mit aller Lebendigkeit in seine Seele; der Gedanke, eine Stelle anzunehmen, zu deren getreuen Ausfüllung

er nicht die nöthige Kraft sich zutraute, und deshalb auch gar nicht geneigt war, peinigte ihn mit allen Qualen. Und wenn er auf der andern Seite bedachte, daß ja dieser Ruf ohne alles sein Zuthun an ihn ergangen und somit sicherlich des Herrn Werk sei, dem er nicht zuwider sein durfte, so erlitt er nur desto größere Pein. Je größer nun der Widerstand seines natürlichen Menschen wurde, desto größer ward in ihm auch die Furcht, sich an seinem Gott und Herrn zu versündigen, und die Vorstellung, daß Fleisch und Blut sich gegen Gottes Willen auflehnten, brachte über ihn eine solche Angst, daß er alle seine Ruhe verlor und Tag und Nacht in tiefster Bekümmerniß dahin lebte. Endlich sandte er einen expressen Boten nach Rappoltsweiler an seinen alten Lehrer und Schwager Joachim Stoll. Dem Rathe dieses frommen Mannes war er bisher treulich gefolgt, und war glücklich dabei gewesen; er wollte nun auch die Entscheidung über seine Zukunft in dieses Mannes Hände legen, weil er keinem zweiten Menschen so sehr vertraute, als diesem. Nach wenigen Tagen kam die entscheidende Antwort; Stoll sprach sich ganz bestimmt dahin aus, daß bei dieser ganzen Angelegenheit der Finger Gottes zu sehr offenbar geworden sei, als daß er ihm ausweichen könne! Jetzt nun, wo unserm Spener gar keine Wahl mehr blieb, wo er nur noch die Aufgabe hatte, seine natürliche Furcht und Abneigung zu bekämpfen, jetzt erst brachte er es, freilich nach neuen, schweren Kämpfen mit Fleisch und Blut, doch dahin, daß er sich dem Willen Gottes demüthig unterwarf und gläubig und vertrauensvoll Kraft und Macht zur Führung des Amtes von Dem erwartete, der unsere Sorgen nicht größer werden läßt, als das Maaß seiner mächtigen Stärke in uns.

Spener ging nun nach Straßburg und stellte sich dem Magistrate und den Vorstehern der Kirche, von welchen er berufen worden war, vor. Aber Gottes Rath ist wunderbar und führt es Alles herrlich hinaus. So lange auch Spener früher in Straßburg gelebt hatte und daselbst eine große Zahl von Freunden und Bekannten hatte, und er besonders durch seinen Oheim, Professor Dr. Rebhahn, Zugang zu vielen einflußreichen Familien gefunden hatte, so traf es sich doch, daß gerade die Kirchenvorsteher den jungen Mann, welchen sie zu ihrem Seelsorger berufen hatten,

von Person fast gar nicht, sondern nur seinem guten Rufe nach kannten. Als sie nun einen schwächlichen und magern Mann zu sich eintreten sahen, der sich ihnen als den berufenen Candidaten Spener vorstellte, erschracken sie sehr. Zu der vacanten Stelle bedurften sie eines jungen kräftigen Mannes der nicht allein geistig, sondern auch leiblich den mancherlei Mühseligkeiten des Amtes gewachsen war. Es galt nicht allein die Seelsorge in der Stadt, sondern auch in einigen Dorfschaften, die ziemlich entfernt lagen. Und besonders in damaliger Zeit, wo die Wegeverbindung eines Ortes mit dem andern noch gar sehr im Argen lag, waren für einen Prediger, der Filiale zu besorgen hatte, zu gewissen Jahreszeiten die Besuche daselbst oft mit Leibes- und Lebensgefahr verbunden.

Der Präses der Kirchenvorsteher theilte unserm Spener diese Bedenken mit und sprach sich offen gegen ihn aus, ob er wohl unter solchen Verhältnissen und Bedingungen die Vocation anzunehmen sich entschließen könne. Wie wohl nun Spener jetzt, nachdem er mit sich einig geworden war, die angetragene Stelle in Gottes Namen zu übernehmen, darüber in neue Verlegenheit und Bekümmerniß gerieth, nicht etwa darum, daß er überhaupt ein ihm in Aussicht gestelltes tägliches Brod wieder verlieren sollte, sondern weil es ihn betrübte, für untüchtig erfunden zu werden, und er diese Zurücknahme des ihm gemachten Anerbietens als ein Zeugniß seiner Unwürdigkeit überhaupt auszulegen geneigt war, so stand er doch nicht im Geringsten an, nach dem Wunsche des Kirchenvorstehers auf das fragliche Amt zu verzichten. Dabei machte er noch eine andere schmerzliche Erfahrung, nämlich die, daß in Folge seiner bekannt gewordenen Berufung nach Straßburg der Herzog von Würtemberg nun von ihm abgesehen und die vacante Stelle mit einem Andern besetzt hatte.

Wenn es nun überhaupt Menschen giebt, welche aus Neid und Mißgunst, oder überhaupt aus böswilligem Herzen sich über Täuschungen und traurige Schicksale Anderer freuen, so traf dies bei Spener in doppelter Hinsicht ein, weil er schon damals eine nicht kleine Zahl von Feinden und Widersachern hatte, welche seinen Eifer für das wahre Christenthum mit scheelen Augen ansahen und deshalb seinen Rücktritt als eine schimpfliche Zurückweisung auslegten.

Das ist nichts Geringes für eitle, selbstsüchtige und leicht verwundbare Gemüther; aber auf Spener machte es keinen andern, als nur einen wohlthätigen Eindruck. Er betrachtete diese Angelegenheit als eine ihm vom Herrn zugekommene Prüfung, um seinen Eigenwillen zu brechen und sich völlig dem allheiligen und allweisen Willen Gottes zu unterwerfen. Es erschien ihm wie eine Prüfung des Abraham, der freilich in weit größerem Maaße in der Probe bestand, wo es gilt, sich ohne Murren und Zaudern unter Gott zu beugen.

Indeß hielt es doch Spener für gerathener, für jetzt nicht nach Tübingen zurückzukehren, sondern in Straßburg zu bleiben und Collegien zu lesen, wobei er sich wiederum eines ungewöhnlichen Beifalls erfreute. Erst im Frühjahre des folgenden Jahres 1663 war er Willens, seine frühern Verhältnisse und Arbeiten in Tübingen wieder aufzunehmen. Indeß kam es nach Gottes Rathschlusse nicht dazu.

Es wurde nämlich plötzlich die Predigerstelle in Straßburg, mit welcher eine Seelensorge nicht verbunden war, die sogenannte Freiprädicatur erledigt; und ohne daß Spener nur im Geringsten sich darum bemühte, ließ der Stadtrath durch den Professor Dr. Dannhauer, der damals Präsident des Kirchenconvents war, bei ihm anfragen, ob er diese Stelle annehmen wolle. Spener ward durch diesen Antrag auf's Tiefste erschüttert; denn war es nun nicht zu augenscheinlich, daß der Herr gleich Anfangs in seiner Gnade geneigt gewesen war, seine Bitte zu hören, daß er ihn aber vorher erst prüfen wollte, ob er auch wohl in solchen Stükken, die seinen Wünschen entgegen waren, stark genug sein würde, Gott mehr zu gehorchen, als sich selbst? Er nahm daher mit freudig bewegtem Herzen die angebotene Stelle an und wurde nun vom Magistrate als zweiter Freiprediger feierlich berufen und eingesetzt. Seine Mutter wie seine Verwandten überhaupt, hatten darüber eine herzliche Freude, und Spener selbst, in dessen Wünschen allerdings ein geistliches Amt lag, war nun der glücklichste Mensch, weil er sich in der Gnade des Herrn wußte und sich nunmehr sagen durfte, daß ihn der Herr zu einem Verkündiger seines Wortes nicht unfähig gehalten hatte. Am Tage Mariä Verkündigung, den 25. März 1663, hielt er seine Antrittspredigt.

Weil aber seine amtlichen Geschäfte nicht seine volle Zeit in Anspruch nahmen, so entschloß er sich, an der Universität noch mit thätig zu sein, und er setzte deshalb seine früher schon begonnenen Collegien über Theologie, Geschichte, Geographie und Politik fort. In welchem Sinne und Geiste er aber damals schon für das wahre Christenthum arbeitete, sehen wir daraus, daß er nur über das Wort des Apostels Paulus: „Meine lieben Kinder, welche ich abermal mit Aengsten gebäre, bis daß Christus in euch eine Gestalt gewinne (Gal. 4, 19.), eine längere Zeit hindurch Vorlesungen hielt. Hier war es ihm darum zu thun, nachzuweisen, wie ein großer Theil der Christen, trotzdem daß sie auf Christum getauft seien, dennoch in dem Zustande der Unwiedergebornen sich befänden, daß sie durch ihre Lauheit und auch ihren Unverstand die in der Taufe erlangte Wiedergeburt wieder verloren hätten, welche somit wiederholt werden müßte. Also überall ein ernstliches Verlangen nach solcher Frömmigkeit, welche auf Grund des Glaubens steht und durch ein christliches Leben und Wandeln sich offenbaret.

Während seines dreijährigen amtlichen Wirkens in Straßburg geschah es auch, daß er sich zum Doktor der Theologie ernennen ließ und sich in den Ehestand begab. Beides nur auf immer dringlicheres Verlangen seiner Verwandten und Freunde; denn gegen das Erste sträubte sich seine Bescheidenheit und Demuth, gegen das Letzte seine natürliche Scheu und das gar zu geringe Vertrauen auf sich selbst.

Seine Verwandten nämlich und insbesondere sein Schwager Joachim Stoll und außerdem seine beiden liebsten Lehrer, die Professoren Schmidt und Dannhauer, hatten wohl erkannt, daß Spener noch zu einer größern Wirksamkeit im Reiche Gottes berufen sei als bisher. Und da nun einmal auch eine äußere Ehre vor der Welt als unerläßlich bei Dem gehalten wird, der eine größere und einflußreichere amtliche Stellung einnehmen will, so meinten seine Freunde, er könne vor der Welt nur dann dazu würdig erscheinen, wenn er Doktor der Heiligen Schrift heiße. So sehr auch Spener dawider strebte und die wahre Würdigkeit eines christlichen Geistlichen in ganz andern Dingen suchte, so vermochte er auf die Länge der Zeit ihrem Drängen doch nicht zu widerstehen. Weil aber die Annahme eines solchen Titels mit viel Opfern an Geld verbunden

ist und namentlich dabei ein festlicher Schmaus nicht fehlen darf, so hatte er in seinem Sinne für Sparsamkeit es wenigstens so anzuordnen gewußt, daß seine Doktorpromotion am selbigen Tage geschah, wo er Hochzeit halten wollte.

Ehe es aber so weit kam, waren in des ängstlichen Mannes Seele noch weit schwerere Bedenken zu beseitigen. Spener hatte nicht etwa eine krankhafte oder aus Selbstsucht und Eigennutz hervorgehende Abneigung gegen den Ehestand, wie wir solche bei vielen Männern finden, welche nicht heirathen, um sich nicht unbequeme Opfer an Geld und Lust auflegen zu müssen, sondern seine Abneigung hatte einen edleren Grund. Durch die Führungen Gottes in seiner Kindheit und Jugend, durch die frühzeitige Erkenntniß Gottes und Erweckung seines Herzens zu Christo, hatte sein ganzes Wesen etwas Ernstes, fast Finsteres angenommen, so daß ihm bei aller Geschicklichkeit im Umgange mit vornehmen und mächtigen Leuten doch jene äußere Liebenswürdigkeit abging, welche dem weiblichen Herzen so wohlthut. Das wußte und fühlte Spener, und er fürchtete deshalb, daß ihm die nöthigen Eigenschaften fehlten, ein Weib glücklich zu machen; und hätte er völlig frei und ungehindert dagestanden, so würde er auch wohl unverehelicht geblieben sein. Als ihn jedoch die Seinen immer mehr dazu aufforderten und namentlich seine Mutter diesen ihren ältesten Sohn gern an der Seite einer liebenden Gattin sehen wollte, welche über den finstern Ernst des jungen Mannes ein freundliches Licht verbreiten würde, entschloß sich endlich Spener dazu, doch mit der Bedingung, daß die Seinen nichts dagegen haben möchten, wenn er eine Witwe zu seinem Ehegemahl sich erwähle; und zwar müsse es die Witwe eines mürrischen und verdrießlichen Mannes sein, weil diese um so leichter würde geneigt sein, seine Schwächen zu tragen und sich an seinen Lebensernst zu gewöhnen. Das lag nun aber freilich nicht in den Wünschen der Seinen, und da Spener für sich selbst so wenig zu wählen wußte, so hielten es seine Verwandten und Freunde für ihre Pflicht, für ihn, so weit es die Schicklichkeit und Billigkeit erlaubte, Schritte zu thun.

Sein Oheim, der Professor Primarius Dr. Johann Rebhahn, an welchen sich Spener's Mutter gewendet hatte, und der ohnedies dem jungen Manne ein zweiter

Vater geworden war, führte den schüchternen Neffen in das Haus des Dreizehnders von Straßburg, Johann Jacob Ehrhardt, ein, weil er wußte, daß dessen dritte, am 8. Januar 1644 geborne Tochter, Jungfrau Susanna, eine herzliche Zuneigung zu dem frommen Freiprediger gefaßt hatte. Und da auch Spener die ehrsame und tugendreiche Jungfrau von ganzem Herzen liebte und achtete, so kam es, daß die jungen Leute sich bald gegenseitig verstanden, und sich im Mai 1664 mit einander christlich verlobten.

Und an demselben Tage, am 23. Juni 1664, wo um die Mittagsstunde Spener mit seiner verlobten Braut am Traualtar im Münster stand, war er zwei Stunden zuvor von der theologischen Facultät zum Doctor der h. Schrift ernannt worden, nachdem er am 15ten Juni durch die geschickte und gewandte Vertheidigung seiner Erklärung der vier am Wasserstrome des Euphrates gebundenen Engel, der sechsten Posaune aus der Offenbarung Joh. Cap. 9, V. 13—21 sich dazu für würdig erwiesen hatte. Mit welchem Eifer er an der Erklärung dieser Stelle gearbeitet habe, sehen wir daraus; daß er gegen sechszig Schriftsteller darüber nachgelesen und studirt hatte. Er war damals noch nicht volle dreißig Jahre alt und zu einem Doctor der Theologie noch sehr jung, aber wie sehr die Seinen die Zeichen der Zeit verstanden hatten, ging zwei Jahre darauf daraus hervor, daß Spener zu einem überaus wichtigen geistlichen Amte berufen wurde, bei dessen Besetzung gerade an ihn, trotz seiner sonstigen Würdigkeit, nicht gedacht worden wäre, hätte er nicht den Grad eines Doctors der h. Schrift besessen. Wie wenig er auch den zweiten wichtigen Schritt seines Lebens, nämlich seine Verehelichung nicht mit einer erfahrenen und geprüften Witwe, sondern mit einer liebenden Jungfrau, bereute, werden wir später ersehen. Hier nur die Mittheilung, daß er seinem Oheim Rebhahn noch auf dessen Todtenbette in einem rührenden Briefe auf das Herzlichste dafür dankte, daß dieser „alte, fromme Simeon zu seiner vergnügten Verehelichung, und also zum vornehmsten Stücke seiner zeitlichen Glückseligkeit, unter Menschen das Meiste gethan und also in Diesem, wie in vielem Andern, sich recht väterlich gegen ihn erwiesen habe."

Uebrigens war das Einkommen seiner Stelle sehr gering und nicht hinreichend, die Kosten seiner bescheidenen

Haushaltung zu decken. Daher sah er sich schon um deswillen genöthigt, durch Fortsetzung seiner Collegien an der Universität noch das Fehlende zu erwerben. Auch genoß er der freundlichen Unterstützung seiner Schwiegerältern, namentlich der Schwiegermutter, Frau Catharina, geborenen Hartung, einer sehr christlichen Frau, welche Spener'n wie ihren eigenen Sohn liebte und ehrte.

Es war vorauszusehen, daß ein Mann von solcher Bedeutung für Theologie und Kirche, wie Spener, nicht Zeit seines Lebens die im Ganzen doch unbedeutende Freiprädicatur zu Straßburg verwalten werde. Schon im J. 1665 ließ ein regierender Reichsfürst bei ihm anfragen, ob er die vacant gewordene Hofpredigerstelle anzunehmen willens sei. Spener aber lehnte im Gefühle seiner Geringfähigkeit und Unbrauchbarkeit zu solchem bedeutenden Amte das ehrenvolle Anerbieten bescheiden ab. - Das Jahr darauf aber hatte ihn der Herr zu einem noch weit wichtigern Amte ausersehen.

In Frankfurt a. M. war durch den Tod des Pastors Christian Gerlach das bedeutungsvolle Pfarramt und Seniorat des Ministerii erledigt worden und der Magistrat war Willens, zu dieser Stelle einen fremden Doctor der Theologie zu berufen, und richtete sein Absehen auf den Freiprediger Spener. Philipp Schulze, Rechtsgelehrter der zehn elsaßischen Vereinsstädte, Mitglied des frankfurter Rathes und Gesandter bei den Reichsverhandlungen in Regensburg, nachmaliger Kaiserlicher Reichshofrath, wandte sich deshalb im Namen des Magistrats unterm 13. Februar 1666 mit der Anfrage an Spener, ob er gesonnen sei, das fragliche Amt zu übernehmen. Spener ward in tiefster Seele dadurch überrascht und seine Gewissenhaftigkeit ließ ihm nicht zu, darauf irgend eine bestimmte Antwort zu geben. Es war ihm unbegreiflich, wie die Stadt Frankfurt bei einer so großen Anzahl anderer und älterer Doctoren der h. Schrift ihr Absehen gerade auf ihn, als den jüngsten und unbekanntesten richten konnte. Denn so vielfach er auch in manchen deutschen Städten persönliche und schriftliche Bekanntschaft hatte, so war er doch in Frankfurt völlig unbekannt. Wenn er auch sich vielleicht sagen

konnte, daß er zur Bekleidung einer solchen wichtigen Stelle die nöthige wissenschaftliche Bildung besitze, so fehlte es ihm doch an der nöthigen Erfahrung, um als Vorstand eines ganzen geistlichen Ministerii würdig und segensreich aufzutreten. Sollte nun damit noch eine besondere und viel umfassende Seelensorge verbunden sein, so war dieser Umstand allein hinreichend, seine Bedenken zu erhöhen, da er bei seinem jetzigen Amte darin auch nicht die geringste Kenntniß sich zu erwerben Gelegenheit hatte. Auch war es für ihn nichts Geringes, bei seiner Jugend und practischen Unerfahrenheit einen Posten einzunehmen, wo er über viele Collegen gesetzt wurde, die alle viel älter waren, als er, und die den Fremden eben nicht sehr freundlich willkommen heißen würden.

Diese seine Bedenken theilte er in einem Antwortschreiben vom 19. dess. Mon. dem Rath Schulze mit und bat zunächst noch um einige weitere Auskunft über die kirchlichen Verhältnisse der Stadt Frankfurt, besonders wegen der besondern Seelsorge. Er gab dabei zu bedenken, daß, im Falle die fragliche Angelegenheit einen weiteren Verlauf nehmen sollte, er fernerhin ohne Mittheilung an den Magistrat zu Straßburg nichts weiter unternehmen könne; denn wenn auch die Stelle, die er jetzt bekleide, allerdings gering sei, und sich zur Wiederbesetzung derselben viele taugliche und würdige Leute finden würden, so könne er doch so „hinterwärts" nicht gegen eine Stadt verfahren, welche ihn so unverdienter Weise zu solcher Stelle berufen habe. Für diesmal gab er aber das Versprechen, von der ganzen Verhandlung Niemandem, außer seinem Schwager Stoll, an welchen ihn die Liebe und Dankbarkeit des Schülers fesselte, auch nur ein Wort mitzutheilen. Die Frage aber nach Besoldung der Stelle überging er ganz, da er „dies gern auf's Letzte erspare und niemals gesonnen sei, damit gewissermaßen Handel zu treiben."

Etwa vierzehn Tage darauf erhielt Spener von dem Rath Schulze die erbetene weitere Mittheilung. Daraus erfuhr er denn, daß allerdings mit dem Pastorate alle und jede Gattung von specieller Seelensorge verbunden sei, und außerdem, daß der Pastor als Senior des Ministerii den Vorsitz bei allen geistlichen Zusammenkünften und diese zu

leiten habe. Uebrigens suchte der Rath Schulze die Verzagtheit des jungen Doctors mit der Vertröstung und Versicherung wegzunehmen, daß der Herr, welcher ohne Zweifel die Augen des Magistrats auf ihn gelenkt habe, ihn auch gewiß mit den nöthigen Gaben geschickt machen und kräftigen werde.

Spener schwankte noch sehr; für einen scheuen und schüchternen Mann, der seine von Gott erhaltenen Gnadengaben allzugering anschlägt, war es allerdings kein Geringes, das bisherige so ruhige Amt, das, freilich mühsam genug, ihn und seine Familie doch hinlänglich nährte, mit einem so sorgen- und verantwortungsvollen zu vertauschen. Seine Freunde und Verwandten, namentlich Stoll, riethen ihm unbedingt die Stelle anzunehmen; aber der gewissenhafte Mann wollte dabei die Entdeckung gemacht haben, daß bei seinen Verwandten Fleisch und Blut, d. h. Rücksicht auf größere Ehre und Würde mit dazu gerathen hätten; daher war ihm dieser Rath verdächtig geworden, und seine Qual begann von Neuem. Indeß siegte bei ihm zuletzt die Ueberzeugung, daß es des Herrn Wille sei, der über ihn geschehe, und diesem unterwarf er sich nun kindlich und gern. „Ich habe endlich," schreibt er genanntem Schulze, „in dem Namen des Höchsten, mit welchem ich in meinem Gebete dieses ganze Werk bisher fast allein noch bedacht habe, diesen Entschluß gefaßt, einem erkannten göttlichen Berufe, wie es ohnedies die Gewissenspflicht mit sich bringt, nicht aus Händen zu gehen, sondern ohne Rücksicht auf alles Andere, der Stimme Dessen zu folgen, der, wie er mich anfangs hin auf die Kanzel durch ordentlichen Beruf gesetzet, also seine ungebundene Hand über seinen Knecht sich vorbehalten hat, auch anders wohin ihn nach seinem Willen zu schicken."

Damit wollte aber Spener nur seine Bereitwilligkeit überhaupt, dem Rufe zu folgen, ausgesprochen haben. Alle weitere Verhandlung darüber lehnte er von sich ab und übergab die Sache den Räthen der beiden Städte Straßburg und Frankfurt, welche über ihn und sein ferneres amtliches Wirken einig werden sollten. Was diese beiden Städte über ihn beschließen würden, dem wolle er getreulich, als einer von Gott geordneten Obrigkeit sich fügen. Obgleich er fühlte, daß er nach seiner eigenen Neigung doch lieber

in Straßburg geblieben wäre, wollte er sich doch bei der Sache ganz passiv verhalten.

Ohne weitern Verzug wandte sich nun der Magistrat von Frankfurt an den von Straßburg, theilte ihm mit, daß er sein Absehn auf den Freiprediger Spener gerichtet habe und fragte an, ob Straßburg willens sei, seinen Prediger an Frankfurt zu überlassen. Der straßburger Rath, der erst jetzt von der ganzen Sache Kenntniß erhielt, weil Spener seinem Worte getreu nur die Seinen und diese im strengsten Geheimnisse davon unterrichtet hatte, war davon sehr überrascht, getraute sich aber in keiner Weise, darüber eigenmächtig zu entscheiden. Er sandte deshalb das frankfurter Schreiben an Spener und erbat sich von ihm seine Ansicht über die Sache. Nun war freilich dem armen Spener so gut wie nicht geholfen. Indeß nahm er sich vor, die Gründe und Gegengründe, welche er bisher in seiner Seele gehabt hatte, treulich und ehrlich mitzutheilen.

Als Beweggründe, dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu leisten und die wir zum Theil schon kennen, gab er an: 1) die fast zuversichtliche Gewißheit, daß der Ruf an ihn eine Schickung Gottes sei, da er sich in keiner Weise um die Stelle beworben habe, auch in Frankfurt ganz fremd sei. 2) Die Hoffnung, in einer so bedeutenden Gemeinde, wie Frankfurt, welche ein vornehmes Glied der gesammten evangelischen Kirche sei, auch durch Gottes Segen mehr nützen zu können, als er es bisher in seiner kleinen Stelle vermocht, wenn anders Gott ihn mit den nöthigen Kräften dazu ausrüsten wolle. 3) Der allerdings jetzt, wo sein Hauswesen noch so eng und klein sei, sehr erleichterte Umzug von Straßburg nach Frankfurt; und 4) die Aussicht, künftig freier von Nahrungssorgen leben zu können; denn er möge es nicht verhehlen, daß er auf die Länge der Zeit hier bei seiner spärlichen Besoldung sich in Schulden stecken, und den Ruin seiner Haushaltung herbeiführen werde; auch stehe zu befürchten, daß er durch die doppelte Arbeitslast, als Prediger und als academischer Lehrer, wozu ihn die knappe Besoldung nöthige, sich vor der Zeit leiblich schwächen werde. Wenn er aus diesen gewichtigen Gründen allerdings entschlossen sein müsse, dem Rufe zu folgen, so ständen aber Dem andere eben so gewichtige entgegen, nach welchen er zu bleiben sich entschließen müsse. Diese

Gegengründe waren: 1) die große Schwere und Bedeutsamkeit des frankfurter Pastorats, wozu ein solches großes Maaß von Gaben gehöre, das er durchaus nicht besitze und wovon er nicht wissen könne, ob Gott ihn würde der Mittheilung derselben würdig halten. Auch dürfe er seiner körperlichen Befähigung zu solchem mühsamen Amte nicht allzusehr trauen. 2) Die Unerfahrenheit in den eigentlichen Pastoralgeschäften und in der Seelsorge, da er bisher nur gepredigt und die Wissenschaften getrieben habe. 3) Die hohe Ehre, die ihm vor drei Jahren bei seiner Berufung als Freiprediger von dem straßburger Magistrat widerfahren sei, welche Stelle er mit so freudigem Gemüthe angenommen habe, da Straßburg der Wohnsitz seiner Vorältern von väterlicher und mütterlicher Seite her sei, so daß er wohl Bedenken tragen müßte, um nicht durch seinen Wegzug als ein Undankbarer zu erscheinen; und 4) das ernste Versprechen, das er sich selbst bei Antritt des Amtes gegeben, Straßburg, wo er von so vielen Personen, besonders von seiner gnädigen Obrigkeit, so viele Wohlthaten bisher empfangen habe und sicherlich auch noch künftig empfangen werde, niemals zu verlassen, und sein Leben in dem übernommenen Amte zu beschließen; besonders, da er hoffen könne, daß der Magistrat bei der Universität auch fernerhin seine Dienste annehmen werde.

Dies war das Für und Wider, welches ihn zu keinem andern Entschlusse kommen ließ, als zu dem schon angedeuteten, daß er den beiden Stadträthen es überlassen müsse, was sie über ihn beschließen würden.

Dem Stadtrathe zu Straßburg blieb somit nichts übrig, als das entscheidende Wort darüber zu auszusprechen. Wie gewissenhaft derselbe dabei verfuhr, sehen wir daraus, daß er die von Spener schriftlich eingereichten Gründe und Gegengründe den übrigen Geistlichen der Stadt, so wie der theologischen Facultät zur Prüfung und Begutachtung vorlegte. Und so geschah es denn, daß nach dreimonatlicher Verhandlung und Berathung darüber am 12. Mai des J. 1666 der Magistrat unserm Spener die Zustimmung und Erlaubniß ertheilte, die an ihn ergangene Vocation nach Frankfurt in Gottes Namen anzunehmen. „Ich habe solches“, schreibt er darüber, „nicht nur als eine obrigkeitliche Erlaubniß mit gehörigem Respect, sondern als ein Wort

des Herrn, welches durch meine Vorgesetzten vom Himmel herab mir zugerufen wurde, mit tiefster Demuth angenommen."

Zugleich mit dem Schreiben des straßburger Magistrats an den frankfurter ging nun ein Schreiben Speners an die sogenannten Scholarchen daselbst ab, in welchem er seine Erwartung einer nun förmlichen Vocation aussprach, auch noch um eine genauere Mittheilung der Geschäfte und Arbeiten bat, die er in seinem neuen Amte würde zu übernehmen haben. Und nunmehr erst erbat Frankfurt von Straßburg die Entlassung Speners von seinem bisherigen Amte, welche mit den ehrenvollsten Ausdrücken ertheilt wurde.

Bald darauf ging die wirkliche Vocation an unsern Spener ein. Erfreulich war es ihm ganz besonders, daß mit dieser Vocation zugleich ein Schreiben seiner künftigen Collegen mit einkam, in welchem sie ihre Zustimmung zu der vom Magistrat getroffenen Wahl einstimmig aussprachen und ihn ihrer amtsbrüderlichen Freundschaft versicherten. So war auch das letzte Bedenken in seiner Seele gehoben. Bedeutsam für Speners Gewissenhaftigkeit sind die Worte, mit welchen er unterm 24. Mai die Annahme der Vocation nach Frankfurt meldete. Er sagte nämlich: „Im Namen des Höchsten erkläre ich hiermit, daß ich das mir angetragene Pfarramt und Seniorat mit allem Gehorsam annehme, auch mich kräftig dahin verpflichte, nach allem dem Vermögen, welches der grundgütige Gott, den ich darum täglich anzuflehen habe, verleihen wird, zuvörderst mich allen obrigkeitlichen Befehlen in schuldigem Respect zu unterwerfen, hiernächst das übertragene Amt mit allen dazu gehörigen Verrichtungen getreulichst abzuwarten, göttliches Wort in reiner Lehre und nach der Form der darin klarest gegründeten Augsburger Confession und übrigen symbol. Bücher mit Fleiß und Eifer zu verkündigen, die heil. Sacramente nach des Herrn Einsetzung behutsam zu verwalten und die mir anvertraute Gemeinde nach meinem Vermögen zu erbauen, wo ich nicht allein vor Denen, welchen die Obhut kraft obrigkeitlichen Amtes rechtsmäßig gebührt, deswegen in Verantwortung stehe, sondern vor meinem Erlöser dermalen einst Rechenschaft zu geben bedenken müsse."

Welche gewichtigen Worte für jeden Prediger und Seel-

sorger! — Da nun von Seiten Frankfurts seine Ankunft sobald als möglich gewünscht ward, war auch zur Vorbereitung des Abzuges keine Zeit zu verlieren. Nachdem er sein Hauswesen in Ordnung gebracht hatte, reiste er mit seiner Gattin zunächst nach Rappoltsweiler, um theils von den Seinigen, theils auch von dem ihm gnädig gesinnten Hofe zu Rappoltstein Abschied zu nehmen. Noch stand ihm aber in Straßburg selbst ein dreifacher Abschied bevor, der seine Seele sehr bewegte. Zuerst verabschiedete er sich in einer feierlichen Sitzung in der Rathsstube von dem Magistrate, dann in einer Versammlung sämmtlicher Geistlichen von seinen Collegen, und zuletzt am 3. Juli von seiner Gemeinde, durch seine Abschiedspredigt im Münster, welche er nach den Worten der Schrift Psalm 119, v. 52. „Herr, wenn ich gedenke, wie du von der Welt her gerichtet hast, so werde ich getröstet," — eine Stelle, die später zu seinen Lieblingssprüchen gehörte — von göttlicher Gerichte Gedächtniß gepredigt hatte.

Die ganze Gemeinde, welche den treuen und frommen Mann so ungern verlor, war in tiefster Bewegung und erschwerte ihm den Abschied gar sehr. Indeß hier galt kein Zaudern mehr. In Gottes Namen trat er mit den Seinigen, an welche sich seine Schwiegermutter und zwei seiner Brüder anschlossen, die weite, damals sehr beschwerliche Reise an, und traf am 20. Juli in Frankfurt ein, zu einer Zeit, die eben für ankommende Fremde nicht erfreulich war, denn in der Stadt herrschte die Pest und die Ruhr gar gräulich. Aber er ging unter dem Schutze des Allmächtigen. —

Es war keine geringe Aufgabe für Spener, mit freudigem Muthe sein neues Amt anzutreten. Er sollte als ein junger Mann von einunddreißig Jahren, ohne besondere amtliche Erfahrungen, als Senior des geistlichen Ministerii einem Kirchencollegio vorstehen, in welchem die nächsten vier seiner Collegen über sechszig Jahre alt waren. Dies war nichts Geringes. Indeß hat die zwanzigjährige ungestörte amtsbrüderliche Einigkeit deutlich genug bewiesen, daß es Gott selbst war, der ihn hierher berufen hatte. Auch lebte er der tröstlichen Zuversicht, daß nur die unablässige Fürbitte anderer christlichen Seelen ihn mit Muth und Kraft

von Oben ausgerüstet habe, um in einer so volkreichen Gemeinde und an einem Orte wie Frankfurt, worauf in Deutschland so vieler Augen gerichtet waren, nicht nur mit Segen wirken, sondern besonders auch den göttlichen Willen an ihn erkennen zu können. Mit welchem Sinne und Geiste er überhaupt dies sein wichtiges Amt antrat, geht aus den Amtsregeln hervor, die er sich gemacht hatte, und welche kurz folgende waren.

I. Gegen den Magistrat.

1) Keinerlei Einmischung in weltliche Geschäfte, keinerlei Gesuch um leibliche Aushülfe weder für mich noch die Meinigen, um desto freier in amtlichen Sachen auftreten zu können.
2) Willige Unterwerfung unter obrigkeitliche Anordnung, mit Ausnahme in Dingen, welche das Gewissen betreffen.
3) Vorsichtiges Urtheil über alle obrigkeitlichen Handlungen und volles Vertrauen in ihre Amtsthätigkeit.
4) Im Umgange mit Einzelnen aus ihrer Mitte stets die aufrichtigste Herzlichkeit zu zeigen.
5) Ihre Fehler und Sünden niemals öffentlich zu strafen.

II. Gegen die Collegen.

1) Es sie niemals fühlen zu lassen, daß ich ihr Vorgesetzter bin, und mich jederzeit ihnen zur Aushilfe anzubieten.
2) Keinerlei Einfluß üben auf die Freiheit ihrer Abstimmung in kirchlichen Angelegenheiten.
3) Mich fern halten von jedem Neid und Mißgunst.
4) Brüderliches Zusammenwirken für das Eine, was der Kirche Noth thut.

III. In Betreff meiner Predigten.

1) Ich will nichts, als erbauen. Daher Vermeidung alles gelehrten Wesens.
2) Ich will mich einer deutlichen, faßlichen Redeweise befleißigen.
3) Die jedesmalige Gemüthsbewegung, in welcher mich die Predigt versetzt, offen zu zeigen und niemals zu verbergen.
4) Meine eignen Schwachheiten gern eingestehen.
5) Auch den Schein zu vermeiden, als suche ich für meine

Person eine Herrschaft über die Gewissen meiner Gemeinde.
6) Die Gemeinde öfters bitten, mich durch ihr Gebet in meiner Arbeit zu unterstützen.
7) Alle Streitfragen wo möglich völlig unberührt lassen.
8) Keine eigentliche Strafpredigt halten, sondern vielmehr die Herzen durch Vorstellung der Liebe Gottes und aller göttlichen Wohlthaten erinnern.
9) Die Zuhörer allzeit zur Prüfung ihrer Herzen und Gewissen auffordern.
10) Das Evangelium mehr predigen, als das Gesetz.
11) Fleißige Ermunterung der Zuhörer zum fleißigen Lesen in der Schrift.

Am 1. August 1666 hielt Spener in Frankfurt seine erste Predigt von der seligmachenden Kraft des Evangelii, nach Anleitung der Worte Röm. 1, v. 17: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben." Und am nächsten Sonntage darauf am 8. August wurde er von dem ältesten seiner Collegen, dem Mag. Georg Philipp Lichtenstein der Gemeinde feierlich vorgestellt und in sein Amt eingewiesen. Schon der Inhalt seiner ersten Predigt läßt uns die besondere Aufgabe erkennen, welche er sich als Prediger und Seelsorger gestellt hatte. Als das letzte Ziel der christlichen Offenbarung, die Rechtfertigung des armen Sünders vor Gott aus Gnaden durch den Glauben an Christum Jesum annehmend, suchte er in allen seinen Predigten auf den Fleiß in der Heiligung des Herzens und Lebens in Gott hinzuwirken und griff mit den strengsten Worten jede Art von Glauben an, welcher nicht durch die Liebe thätig war. Damals, wo die Prediger sammt ihren Gemeinden in einer bloß äußerlichen Rechtgläubigkeit wie versteinert waren und aller Gottesdienst fast nur in eitlem herz- und segenslosen Wortgezänk bestand und somit auch das Gesammtleben einer christlichen Gemeinde einem großen Baume glich, der wohl viele Blätter, aber keine Blüthen und Früchte trägt, mußte natürlich eine solche Predigtweise eine große Erschütterung und Bewegung in der Gemeinde hervorbringen, und ein Geistlicher, der keinen andern Glauben gelten ließ, als den thätigen, der also das ganze wahre Christenthum an den Werken erkannt

haben wollte, mußte natürlich als ein Widersacher aller Derer erscheinen, welche bis dahin ihres Amtes treulich gewartet zu haben meinten, wenn sie wohl mit vielen gelehrten Worten predigten, was man glauben müsse, aber nicht, wie man seinen Glauben im Leben und Liebe gegen Gott und Menschen anwenden solle.

Besonders zeigte sich diese Wirkung, nachdem er am sechsten Sonntage nach Trinitatis im Jahre 1669 in einer Predigt die falsche und ungenügsame Gerechtigkeit der Pharisäer mit aller Schärfe evangelischer Wahrheit darstellte und in der Anwendung muthig genug war, das Vorhandensein dieser pharisäischen Gerechtigkeit auch in seiner Gemeinde nachzuweisen. So wie es in der Apostelgeschichte von der Predigt des Petrus heißt: „Da sie aber das hörten, gings ihnen durchs Herz und sprachen zu Petro und zu den andern Aposteln: „Ihr Männer, lieben Brüder, was sollen wir thun?“ (Apostelgeschichte 2, 37.) so war es auch hier. Ein großer Theil der Zuhörer gerieth in einen heiligen Schrecken, indem sie durch die Schilderung ihres Herzenszustandes mit einem Mal erkannten, wie sehr sie bisher mit allem ihren äußern Gottesdienste doch nur Heuchler gewesen wären, dadurch aber zu ernstlicher Buße erweckt wurden und mit Ernst und Eifer anfingen, nach dem rechtschaffenen Wesen in Christo Jesu zu trachten. Freilich fehlte auch die Gegenwirkung nicht; ein anderer Theil der Zuhörer fühlte sich in tiefster Seele über die Kühnheit des Predigers beleidigt, der es wagen konnte, sie pharisäischer Heuchelei zu beschuldigen. Das Wort der Wahrheit schlug zwar wie ein gewaltiger Hammer auf ihr verhärtetes Gemüth, aber das war auch Alles. Der Hammer zerschlug die Felsen nicht. Sie fühlten sich in ihrer bisherigen so bequemen Ruhe und süßen Sicherheit und in ihrer Werkheiligkeit so sehr gestört, daß sie den Entschluß faßten, nie wieder einen solchen unberufenen Eiferer zu besuchen. Spener ließ sich aber durch dergleichen Schmähreden nicht im Geringsten irre machen; er gab die Predigt in Druck und hatte die Freude, daß sie fortfuhr, ein Fels des Heils und ein Fels des Aergernisses zu sein. Wie er freilich über diese Predigt auf seinem Sterbebette dachte, werden wir seiner Zeit sehen. Von jetzt an aber gehörte es sogar zu seiner besondern Aufgabe, neben der reinen Lehre von der

Rechtfertigung allein aus dem Glauben ohne Ansehn der Werke, das falsche Vertrauen auf einen todten Glauben, auf den leeren Mundglauben darzuthun und nachzuweisen, daß gerade durch solchen Glaubenstod viel tausend Seelen untergehen; dagegen nahm er sich vor, die ernstliche Heiligung des innern Menschen, die wahre Gottseligkeit, als den einzigen Weg zu Christo zu predigen. Zur bessern Erreichung dieses seines Strebens hatte er bereits im Jahre 1673 mit Zustimmung seiner Collegen bei dem Magistrat die Einführung von jährlich vier Buß-, Bet- und Fasttagen beantragt und dieselbe auch erlangt. Am 28. November des genannten Jahres wurde der erste derselben mit ernster Feierlichkeit gehalten. Die dabei auf Speners Anordnung den Predigten zu Grunde gelegten Bibelstellen: Jerem. 28. V. 4—7; Micha 7, V. 9; und Röm. 2, V. 4, 5, bezeugen den ernststrafenden Geist, der an diesem Tage die Gemeinde zur Buße rief. Der treue Lehrer trieb dieses Werk der Buße und Besserung seiner Gemeinde so eifrig, daß er ein ganzes Jahr hindurch (im Jahr 1677) über das eine Thema predigte: „Die Nothwendigkeit und Möglichkeit des thätigen Christenthums."

In der ersten Predigt des zweiten Jahres forderte er zugleich zur fleißigen und erbaulichen Lesung der heiligen Schrift auf und gab Rathschläge zu richtigem Verständnisse derselben. Diese Erinnerung und Vermahnung hatte auch sehr guten Erfolg, so daß in gar vielen Häusern die Hausväter und Hausmütter mit den Ihrigen die Bibel zu lesen anfingen und, wo sie sich in dem Verständnisse derselben nicht selbst zu helfen wußten, einen frommen Studenten der Theologie dazu nahmen. Dies blieb aber nicht blos auf das eigne Haus beschränkt, sondern die Bürger hatten jetzt bei ihren gegenseitigen Besuchen und sonstigen Zusammenkünften nichts Eifrigeres zu thun, als sich entweder über einzelne biblische Sprüche, oder auch über die am letzten Sonntage angehörte Predigt auszusprechen. Uebrigens hatte er den genannten Jahrgang Predigten, welche das Jahr darauf in Form einer Postille von ihm herausgegeben wurden, nächst den gewöhnlichen Sonntagsevangelien, zur Einleitung jedesmal ein Capitel oder auch nur ein Theil desselben aus dem Briefe an die Römer und an die Corinther zu Grunde gelegt.

Daß Spener bei solchem unerbittlichen Eifer gegen alle Werkheiligkeit, so wie gegen den so tief gesunkenen Zustand im sittlichen Verkehr sich eine große Anzahl Feinde machte, ist natürlich; ärgerlich aber waren die mannigfachen Versuche, durch Verläumdung und böse Gerüchte den Eifer des frommen Mannes zu schwächen. So machte im Jahre 1681 folgendes Gerede über ihn die Runde fast durch ganz Deutschland. „Spener, so erzählte man, sei eines Abends zu einem gefährlich Kranken gerufen worden. Als er auf die Straße herausgetreten, sei er von einigen vermummten Männern überfallen und durch Mißhandlungen genöthigt worden, einen Schwur zu leisten, daß er ferner nicht mehr wider die Kleiderpracht der Weiber predigen wolle, im Uebertretungsfalle sei er mit dem Tode bedroht worden.“ Obgleich das Ganze eine Fabel war, so bedurfte es doch lange Zeit, ehe man sich von dem Ungrunde dieses Gerüchtes überzeugen ließ.

Ueber seine Wirksamkeit als Prediger legte er kurz vor seinem Wegzuge aus Frankfurt das merkwürdige Geständniß ab: „Betrachte ich meine Predigten, so sehe ich wohl, daß sie besser und nachdrücklicher abgelegt werden möchten, weil sie die Frucht nicht bringen, die sie bringen sollen. Will ichs nun aber, wie ich denn gerne wollte, anders und besser machen, so weis ich es nicht, wie ichs thun soll; denn obgleich ich darin alle Prahlerei mit Wissenschaft und Gelehrsamkeit ernstlich vermieden habe, so kann ichs doch nicht so einfältig machen, als ichs wollte.“ —

Eine eigenthümliche Wirksamkeit für das Reich Gottes im Menschen eröffnete sich Spener in Frankfurt durch Herrichtung eines Hausgottesdienstes, oder des sogenannten Collegium pietatis, mit welchem es folgende Bewandtniß hatte.

Im August des Jahres 1670 beklagten sich einige fromme Freunde bei ihm über das Verderbniß der öffentlichen Zusammenkünfte unter den Bürgern, woraus sie niemals ohne Belastung ihres Gewissens und Befleckung ihres Herzens zurückkommen könnten. Es sei, sagten sie, so weit gekommen, daß überall, wo die Leute zusammen kommen, keine andern Gespräche geführt werden, als über eitle, nichtige,

sinnliche Dinge; über das Wachsthum in der Gottesfurcht rede Keiner, und so je Einer davon anfange, werde er darüber verspottet und verhöhnt, so lange, bis er aus Ueberdruß stillschweige oder fortgehe. Sie wünschten daher eine Gelegenheit zu Zusammenkünften von einigen frommen Seelen, welche über das Eine, das Noth thut, sich in aller Einfalt und Liebe besprechen könnten, so daß sie Das, was sie anderweit vergebens suchten, in ihrer Mitte fänden.

Spener fand in dieser Bitte nichts Unbilliges und um etwaigen Mißdeutungen auszuweichen, erbot er sich, selber daran Theil zu nehmen und die Heilsbegierigen in seiner Studierstube zu empfangen. Er nahm nun mit einigen seiner Collegen darüber Rücksprache und diese billigten den Vorschlag nicht nur, sondern nahmen auch anfangs, als die Sache nun wirklich ins Leben trat, daran Theil. Den Anfang machte Spener mit dem gemeinschaftlichen Lesen christlicher Schriften, welche besonders auf das thätige Christenthum drangen, nämlich: Lütkemanns Vorschmack göttlicher Güte, Baile's Uebung der Gottseligkeit und Hunnius Auszug des Glaubens. Zwei Jahre darauf aber fand es Spener für zweckdienlicher, die Schriften des neuen Testaments zu lesen, als dasjenige Licht, aus welchem die Dunkelheit des alten erleuchtet werden muß, und wo auch unsere Christenpflicht uns ungleich heller und nachdrücklicher vor Augen gelegt würde als im alten.

Die Versammlungen fanden anfangs Montags und Mittwochs nach der Betstunde Statt. Montags pflegte er zunächst seine Tags vorher gehaltene Predigt zu wiederholen, um sie dadurch tiefer in die Seele seiner Zuhörer einzudrücken; zuweilen gab er auch weitere Erklärungen dazu, besonders wenn Einem oder dem Andern irgend ein Bedenken beigekommen war, oder sonst Fragen um Aufschluß an ihn gerichtet wurden. War dies Geschäft beendet, so schritt man zum Lesen der heiligen Schrift.

Spener selbst spricht sich in einem Sendschreiben, welches er, als später über dieses Collegium vielfache Mißdeutungen entstanden, auf Anrathen einiger guter Freunde im Jahre 1677 drucken ließ, und worin er über das Unternehmen treue Rechenschaft giebt, über die Art des gemeinschaftlichen Lesens, also aus:

„Nachdem ich erstlich den ganzen Abschnitt eines Capi-

tels gelesen habe, um überhaupt das Verständniß und den Zusammenhang einer Geschichte oder einer Rede zu haben, so lese ich wiederum den ersten Vers, und sage entweder sogleich meine einfachen Gedanken darüber, soweit solches das buchstäbliche Verständniß erfordert, oder ich frage, ob Jemand Etwas bei demselben zu erinnern habe. Die Geübteren unter den Anwesenden bringen dann ihre Meinung vor zu Diesem oder Jenem, wie sie selbst den Vers erklären, oder wie dieser zur Lehre und Erbauung des Lebens nöthig angewendet werden könne. Alle in größter Einfalt. Will Jemand etwa bloß neugierige und spitzfindige und zur Erbauung undienliche Fragen thun, so werden diese sogleich abgeschnitten und gezeigt, wie wir durch Besprechung solcher Dinge zu unserer Besserung nicht das Geringste gewinnen. Haben nun Andere ihre Bemerkungen vorgebracht, oder schweigen die Zuhörer ganz, so bekräftige und erweitere ich im ersten Falle entweder das Gesagte, oder gebe im letztern kurze Anleitung über das richtige Verständniß. Und das Alles ohne Künstelei, nur wie es der Inhalt von selbst giebt. Dazu kommen hier und da, wo von den Pflichten des Christen gehandelt wird, nöthige Ermahnungen, Belehrungen und Warnungen, um zu erforschen, wie weit wir noch von dem vorgesteckten Ziele entfernt sind, oder ob wir überhaupt in Erfüllung des Gebotes den Anfang gemacht haben, wie viel uns daran gelegen sein muß und wie wenig wir erstlich daran gedacht haben. Sorgfältig aber wird verhütet, daß in unserer Versammlung sich Niemand ein Urtheil über irgend einen Mitbruder erlaube, welches das Gefährlichste sein und das ganze gute Vorhaben zerstören würde, sondern wir haben in solcher Uebung allein *mit uns selbst* zu thun und es wird nur im Allgemeinen gezeigt, wie ein Jeder seine christliche Liebe in sanftmüthiger Zurechtweisung seines irrenden Bruders erweisen möchte und müßte. Dadurch wird auch *dahin* gearbeitet, daß unter Denen, welche zusammen kommen, eine viel innigere, christlichere Freundschaft gestiftet werde, so daß Jeder aus herzlicher Liebe auch auf seinen Mitbruder Acht gebe, und wo er ihn in Gefahr oder auf Irrwegen sieht, ihn brüderlich erinnert, der Andere aber solche aus liebreichem Vertrauen kommende Zurechtweisung auch brüderlich aufnehme. Dabei bleibt es freilich wahr, daß all' unser Suchen und Forschen

in der Schrift nichts sein würde, wenn wir nur wollten das rechte Verständniß suchen, nicht aber auch darnach zu wandeln uns vornehmen, und unser ganzes Leben nach dem Vorbilde Dessen, der der Weg, die Wahrheit und das Leben selbst ist, anstellen. Haben wir aber das herzliche Verlangen darnach, und pflanzen wir durch Betrachtung und Befolgung der wahren Lehre, wie sie im neuen Testamente enthalten ist, diesen guten Samen in unsere und Anderer Herzen, so sind dann die brüderlichen Erinnerungen, nach dem Willen des Apostels, das nützlichste Begießen des gepflanzten Wortes. (1. Cor. 3. V. 6—8.) Und dann wird auch der Segen von Oben nicht ausbleiben."

Doch aber bekannte Spener frei, daß er die Einführung solcher Collegien nicht in allen Orten rathen möchte. Später äußerte er darüber von Berlin aus: Ich habe zwar dergleichen in Frankfurt gehalten und mich nichts reuen lassen, aber in Dresden und hier habe ich nichts gefunden, was mich dazu genöthigt, oder auch nur hinlänglich überredet hätte. Ich halte die Collegia pietatis nur bei solchen Gemeinden rathsam, wo bereits schon ein größerer Eifer zu Gottes Wort sich hervorthut und wo mehrere Leute schon sind, die dergleichen Gaben besitzen, daß sie mit Erbauung Etwas vortragen können. Denn es ist gewiß, wo ein Prediger durch Gottes Segen so glücklich wird, daß er in seiner Gemeinde nur etliche Kernchristen gewinnt und unter ihnen eine besondere Liebe zum Herrn stiftet, da sind sie gleichsam ein Sauerteig, der durch ihr gutes Beispiel viele Andere durchsäuert."

Anfangs nahmen nur Wenige Theil daran, und zwar meistens Gelehrte, später jedoch bestand die Versammlung aus allerlei Ständen, die, weil eine besondere Erlaubniß dazu von Seiten Speners nicht gegeben wurde, sich ohne Weiteres dazu einfanden; Studenten der Theologie, Juristen, Mediciner, Kaufleute, Handwerker, Männer und Frauen, jüngere und ältere Leute, selbst die ältesten Greise. Von dieser Zeit an, wo die Theilnahme allgemeiner ward, erschienen Speners Amtsbrüder immer seltener, zuletzt fast gar nicht mehr. Was die Frauen betrifft, so wurde denen ein besonderer Platz angewiesen, wo sie den Blicken der Männer ziemlich ganz verborgen blieben. Die Frauen durften überhaupt nur als Zuhörer erscheinen und sich mit in

das Gespräch zu mischen, hatte Spener streng verboten. Ueberhaupt aber gab es immer nur Wenige, welche an dem Gespräche Theil nahmen, und diese waren meistens Studenten der Theologie oder sonst wissenschaftlich gebildete Leute, Spenern Alle von Person bekannt. Als freilich später die Theilnahme sehr anwuchs, blieb der größte Theil der Anwesenden ihm unbekannt, besonders da in der Regel sich viele Fremde dazu einfanden. Diese Uebungen wurden insofern im Geheimen gehalten, als eine öffentliche Einladung dazu nicht erfolgte. Und doch nahm die Zahl der Theilnehmer so sehr zu, daß Mittwochs und Sonnabends die Spenersche Amtswohnung einem Hause glich, das belagert wird. Und so war denn die Gemeinde gar trefflich bestellt. Denn die Amtsbrüder unsers Spener unterstützten doch seine guten Absichten, auch wenn sie nicht mehr am Collegio Theil nahmen, mit allen Kräften, besonders durch die katechetischen Examina, welche sie in der Kirche mit den Erwachsenen beiderlei Geschlechts hielten. Dadurch kam ein ganz anderer Geist über den äußern Verband der Gemeinde selbst; die Bürger aller Gewerbe, Gelehrte und Kaufleute, und wer sonst sich zur Erweckung und Erbauung seiner Seele zusammen fand, schlossen sich auch nun im äußeren Leben genauer und inniger an einander an, so daß unter der Gemeinde ein großartiger Freundschaftsverband entstand, wodurch wiederum das Werk des Herrn doppelt segensreich gefördert wurde. Denn es zeigte sich jetzt eine ziemliche Anzahl von Leuten, Männer und Frauen, die bisher von einem thätigen Christenthume wenig oder gar nichts gehalten hatten, nun aber, von dem allgemeinen Eifer mit getrieben, ernstlich anfingen, die Welt und sich selbst zu verläugnen und darin vielen Andern mit gutem Beispiele vorangingen. Dies Collegium gewann eine solche Bedeutung nach Außen, daß alle Fremde, die nach Frankfurt kamen, weß Standes sie auch sein mochten, einen Besuch daselbst als etwas Unerläßliches betrachteten. Und so geschah es, daß fast keine Versammlung abgehalten wurde, wo nicht fürstliche, königliche, kaiserliche Räthe und Minister, und selbst gräfliche und fürstliche Personen, außerdem Professoren aller Facultäten, Superintendenten und Prediger aus allen Gegenden Deutschlands daran Theil nahmen.

Aber so ungestört baut sich das Reich Gottes nicht auf;

„da konnte es — sagt Spener selbst — nicht anders geschehen, als daß der Teufel, der seines Reiches Abbruch und Schaden sah, und noch mehr fürchtete, alle seine Kraft anwendete, den guten Anfang zu stören. Er brauchte daher seine gewöhnlichen Künste mit Lüge und Lästerung. Es wurden nun wahre und von der ganzen evangelischen Kirche anerkannte Wahrheiten verdreht und verdächtigt, und über unschuldige Leute falsche Dinge ausgesprengt, daran sich auch nicht ein Schein des Wahren fand; andere Dinge wurden auf das Schändlichste verdreht, die Fehler einiger guter aber unverständiger Leute bitterlich und schonungslos verspöttelt, und Alles dahin gerichtet, den guten Anfang der Besserung Jedermann verdächtig und verhaßt zu machen."

Es lag schon ein Anfang zum Rückgange des guten Werkes darin, daß Spener endlich genöthigt wurde, diesen Hausgottesdienst in einen öffentlichen zu verwandeln. Denn als die Theilnahme daran immer größer ward, und diese Versammlung dadurch einen öffentlichen Charakter annahm, hielt es Spener für billig und gut, für dieselbe die Obrigkeit um gesetzliche Confirmation zu bitten. Aber diese Bitte blieb ihm unerfüllt, so sehr die Obrigkeit seine Thätigkeit für die sittlich-religiöse Erziehung des Volkes begünstigte und förderte. Ja es verbreitete sich sogar das Gerücht, der Magistrat werde den ganzen Hausgottesdienst verbieten. Dies war indeß nicht der Fall, aber der Magistrat fand doch für gut, das Collegium pietatis in die Kirche zu verlegen. Anfangs war Spener außerordentlich über diese Anordnung erfreut, weil er diese Veröffentlichung von Privatandachten für einen Fortschritt zum Bessern betrachtete; aber er machte gar bald die schmerzliche Erfahrung, daß er dadurch dem eigentlichen Zwecke der Privaterbauung störend entgegen getreten war. Denn die unstudirten Leute, schlichte und einfache Bürger, welche bisher in dem Zimmer des Seelsorgers keine Scheu gehabt hatten, mit darein zu sprechen, konnten nicht mehr dazu gebracht werden, thätgen Antheil an der Bibelerklärung zu nehmen, und so ging leider die vornehmste Frucht dieser Collegia verloren.

Aber nun öffnete die Verläumdung ihre Pfeile. Speners Feinde, d. h. überhaupt die Feinde einer strengen Gottesfurcht in allem Leben und Wandel, warfen ihm vor, er neige sich durch Einführung seines Hausgottesdienstes

zu den Quäkern, bei welchen auch jedes Mitglied der Gemeinde, Mann oder Weib, sich zum Lehrer oder Prediger aufwerfen könne. Weit und breit ging nun das Gerücht von einem Frankfurter Schwarm umher, dessen Urheber Spener sei, und es gab keine Lästerung, mit welcher der arme Mann nicht wäre überschüttet worden. Er wies aber diese niedrige Verdächtigung seines guten Werkes dadurch zurück, daß er darthat, wie es der quäkerischen Lehre völlig entgegen sei, öffentliche Versammlungen, wie die seinen, zu billigen und zu besuchen, wo doch nur ordentliche und berufene Lehrer wirken, wo dem Predigtamte die Oberaufsicht über dieselben eingeräumt ist und dazu ausdrücklich verlangt wird. Auch vertheidigte er diese Art der gemeinschaftlichen Erbauung aus der Schrift durch die Aussprüche der Schrift selbst, nämlich: Matth. 18, 19. 20. „Wo Zwei unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel. Denn wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Col. 3, v. 16. „Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen, in aller Weisheit; lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen, und geistlichen lieblichen Liedern und singet dem Herrn in eurem Herzen.“ 1. Thess. 5, v. 11 u. 14. „Darum ermahnet euch unter einander, und bauet einer den andern, wie ihr denn thut.“ „Wir ermahnen euch aber, lieben Brüder, vermahnet die Ungezogenen, tröstet die Kleinmüthigen, traget die Schwachen, seid geduldig gegen Jedermann.“ Röm. 15, v. 14. „Ich weiß aber fast wohl von euch, lieben Brüder, daß ihr selbst voll Gütigkeit seid, erfüllet mit aller Erkenntniß, daß ihr euch unter einander könnet ermahnen.“ Hebr. 3, v. 13. „Sondern ermahnet euch selbst alle Tage, so lange es heute heisset, daß nicht jemand unter euch verstocket werde, durch Betrug der Sünde.“

Er hatte dabei die Freude, daß selbst Männer, welche seine religiöse Ueberzeugung nicht völlig mit ihm theilten, ja sogar gegen ihn feindlich auftraten, doch diese Collegia pietatis lobten und empfahlen, so der Leipziger Profess. Dr. Carpzov in seinen Tugendsprüchen, Wilhelm Christoph Kriegsmann, Hessen-Darmstädtischer Kammerrath,

in seiner Symphonesis *); Pastor Joh. Winkler in Hamburg; der berühmte Politiker Ahasverus Fritzsch in seinem Tractat von der Auferbauung des Nächsten durch gottselige Gespräche; der rostocksche Professor Dr. Schomer in einer besondern Schrift über diese Versammlungen; ja selbst der reformirte Gelehrte Johann Voetius. Auch die theologische Facultät zu Leipzig gestand zu, daß Collegia pietatis an sich selbst, und wo in gewisser Ordnung unter dem Vorsitze eines gottseligen Predigers oder Professors die Sprüche der heil. Schrift untersuchet, die geäußerten Zweifel und Bedenken gehoben, beantwortet und andere zur Erbauung des Christenthums nöthige Dinge abgehandelt werden, nicht zu verwerfen sind, sondern vielmehr ihren guten und herrlichen Nutzen haben. Nur sollte den jungen Leuten die Theilnahme daran nicht gestattet werden. — Uebrigens fand Speners Vorgang bald an vielen Orten Nachahmung; so entstanden zu Amsterdam, Nimwegen, Augsburg, Essen in Westphalen, Werthheim, Hamburg und vielen andern Städten Deutschlands dergleichen Collegien.

Die traurigste Veranlassung zu Untergrabung des guten Werkes ging aber aus der Mitte Derer selbst hervor, welche an ihrer Heiligung arbeiteten. Jemehr nämlich der Mensch an seiner eigenen Besserung arbeitet, je weiter er in diesm Werke der Buße und Erleuchtung fortschreitet, desto größer wird natürlich in ihm die Abneigung vor allem unchristlichen Leben und Wandel und so wie zwischen Gerechten und Ungerechten Freundschaft und Gemeinschaft nicht möglich ist, so auch nicht zwischen Gläubigen und Ungläubigen, zwischen Solchen, die einen guten, und Solchen, die einen bösen Wandel führen. Daher liegt die Aufforderung sehr nahe, sich von den anders Glaubenden und anders Lebenden ab-

---

*) Dieses Schriftchen, Symphonesis christiana, oder von den einzelnen und Privatzusammenkünften aus Matth. 18. machte um seines geistlichen Inhaltes willen sehr viel Aufsehen, womit der Landesfürst eben nicht sehr zufrieden war. Denn dieser ließ einen großen Theil der Exemplare aufkaufen, um sie zu unterdrücken. Weil aber schon viele Hunderte ins Land gegangen waren, mußten die Consistoria zu Gießen und Darmstadt eine Ausschreibung an die Prediger erlassen, in welcher die Mißbilligung über die Kriegsmannsche Schrift ausgesprochen und im Namen des Fürsten verboten wurde, auf irgend eine Weise über diese Zusammenkünfte zu schreiben.

zusondern, was freilich leider oft mehr Böses, als Gutes zur Folge gehabt hat.

Bereits im Jahre 1672 machte Jemand den Vorschlag zur Gründung einer heiligen Liebesgesellschaft und forderte Spenern zum Beitritt in dieselbe auf. Wie sehr er aber die Gefahr für das allgemeine Wohl darin erkannte, und wie wenig er selber geneigt war, auch nur den Schein eines Separatismus zu begünstigen, geht aus der Antwort hervor, welche er darauf ertheilte: „Ich kann nicht läugnen, schreibt er unter Anderm, daß ich eine solche unter besonderem Namen zu gründende Liebesgesellschaft nicht für ein passendes Mittel erachte, womit dem christlichen Wesen geholfen werden möchte. Wir sind bereits Alle in dieser heiligen Liebesgesellschaft, so viel Unser in den Taufbund getreten sind und uns also der liebreiche Gott durch seinen Geist der Liebe mit liebreichem Glauben begabt hat. Nun ist's zwar freilich wahr, daß leider die Mehrzahl der getauften Christen nach solchem Bunde nicht lebt und wandelt, und gar nicht weiß, noch wissen will, was ihr Versprechen und Gelübde mit sich bringt; man hat also billig darauf zu denken, wie ihnen diese Schuldigkeit deutlich vor Augen gestellt werden könne, damit sie ihren Gott in Liebe eifriger dienen und sich unter einander erbauen mögen. Dazu aber dürfte das vorgeschlagene Mittel eher ein Hinderniß, als eine Förderung der Sache werden; denn der besondere Name einer Gesellschaft giebt nicht nur Denen, welche sich allem Guten widersetzen, den Verdacht einer Spaltung und damit Gelegenheit zu gefährlichen Lästerungen, sondern auch die Besseren werden über eine solche Gesellschaft, welche die allgemeine Christenpflicht und den allgemeinen Christennamen sich allein zuzueignen das Ansehn hat, vieles Bedenken haben, und daran also mehr Anstoß nehmen, als Erbauung finden. So würden Haß und Uneinigkeit statt Liebe und Friede in den Gemeinden herrschen. —“

Spener schlug dagegen vor, man möge mit Vermeidung alles besondern Namens zuweilen erbauliche Zusammenkünfte halten, sich zu gemeinsamer Ausübung christlicher Nächstenliebe verbinden und mit den Abwesenden einen fleißigen Briefwechsel unterhalten. Auch ging zu Speners Freude der gethane Vorschlag zur Gründung einer heiligen Liebesgesellschaft zurück.

Damit war aber für alle Folgezeit der aufkeimende Absonderungsgeist nichts weniger als gedämpft. Zu Ende des Jahres 1676 gründete ein Jurist, der schon genannte Dr. Ahasverus Fritzsch, in der Grafschaft Schwarzburg, dessen ernster Eifer, an seiner und seiner Mitmenschen Besserung zu arbeiten, allgemein bekannt war, eine Brüderschaft unter dem Namen „der fruchtbringenden Jesus-Gesellschaft." Der Zweck dieser Gesellschaft war, häusliche Erbauung neben der öffentlichen in der Kirche, gegenseitige Ermunterung und Warnung, sich der verlassenen armen Kinder nach Vermögen anzunehmen, und sie zur Schule anzuhalten und zur Gottesfurcht aufzuerziehen, und sich selbst vor Allem eines unsträflichen Lebenswandels zu befleißigen. An dieser Gesellschaft nahmen sehr viele vornehme und gelehrte Männer Theil, selbst Professoren auswärtiger Universitäten. Obgleich nun dieser Zweck ein durch und durch christlicher ist, so fand doch die Gesellschaft theils bei Denen, welche sich allem Guten widersetzen, theils bei Solchen, welchen ihrer Lebensweise wegen der Beitritt versagt wurde, Aergerniß und Anstoß, und es entstanden darüber die seltsamsten und schändlichsten Gerüchte. Obgleich ferner Spener nicht dazu gehörte, auch nicht einmal darüber um Rath gefragt worden war, so wurde doch der ganze Plan und das ganze Werk als seine Erfindung ausgegeben und alle Lästerung und Schmähung häufte sich über seinem Haupte zusammen.

Der angegriffene Seelsorger mußte nun aufs Neue sich dagegen vertheidigen und darthun, daß er von keiner andern Brüderschaft wisse, als von der allgemeinen großen Brüderschaft, welche allen rechtschaffenen, gläubigen Kindern Gottes in Christo gemein ist. Die Feindschaft der Welt brachte es auch wirklich nach einiger Zeit so weit, daß die Gesellschaft wegen der zu ärgerlichen Angriffe sich wieder auflöste. Die Kinder dieser Welt können es nun einmal nicht vertragen, wenn da Jemand besser sein will als sie. Und als ein anderes Gerücht auftauchte, daß nämlich Männer und Weiber, welche in Speners Hause zur Abhaltung des Hausgottesdienstes zusammen kommen, unter sich den Namen Bruder und Schwester eingeführt hätten und Spener selbst daran Theil nehme, hatte er Mühe, zunächst überhaupt von der Versammlung wie auch von sich selbst den

Verdacht abzuwerfen, als habe Fleisch und Blut ihren Theil an dem Gottesdienste. „Daß“ — schreibt er noch im Jahre 1679 — „viele liebe und herzliche Freunde unter sich aus dem allgemeinen Rechte des Christenthums den Namen Brüder und Schwester gebraucht haben, läugne ich nicht; ich selbst aber habe mich dessen gegen Niemanden als meine Amtsgenossen bedient. Der Name thut's freilich nicht, wenn die Sache nicht da ist, aber wo die Sache da ist, muß auch der Name da sein. Auch sehe ich nicht ein, wie man christlichen Herzen die Macht nehmen könne, sich unter einander mit diesem Namen zn nennen, da sie dazu nicht allein das Beispiel der ersten Kirche, sondern auch die beständige Redeweise der Schrift vor Augen haben.“ „Es geschah“ — erzählt Spener weiter — „auf Gottes Verhängniß, daß einige der besten Seelen, welche Andern bisher ein gutes Vorbild gewesen waren, sich von dem Eifer und Aerger über das allgemeine sittliche Verderben unter dem großen Haufen so einnehmen ließen, daß sie sich ein Gewissen machten, mit ihnen in äußerer Gemeinschaft zu bleiben, da eine innere Gemeinschaft nicht vorhanden war. Sie schlossen sich daher von dem allgemeinen öffentlichen Genusse des heiligen Abendmahls aus, um nicht mit solchen in Berührung zu kommen, die sie für unwürdig desselben erklärten, und ließen sich in diesem Absonderungsgeiste sogar so weit treiben, daß sie aus gleicher Ursache und Befürchtung den öffentlichen Gottesdienst nicht mehr besuchten und Winkelkirchen einrichteten. Daraus entstanden natürlich in dem bürgerlichen Verbande die traurigsten Unordnungen und Störungen.“

Spener, der die große Gefahr für das Reich Gottes in diesem Separationswesen erkannte, predigte in Wort und Schrift mit allem Eifer dagegen und ließ es nicht an besondern Ermahnungen, Bitten und Warnungen gegen Einzelne fehlen; aber er richtete wenig oder nichts dagegen aus, ja er kam sogar bei einzelnen verblendeten Eiferern in den Verdacht der Heuchelei. Und so geschah es, daß das so herrliche Wachsthum des guten Werkes in Frankfurt immer mehr zurückging und Spener bei allem Eifer in späterer Zeit nicht vermochte, den vorigen gesegneten Zustand wieder herbeizuführen.

In seinen Briefen aus dieser Zeit klagte er sehr über

diesen traurigen Zustand in der Gemeine. So schreibt er an eine fürstliche Person, in derem Lande das Werk der Heiligung mit treuem Eifer getrieben wurde: „Ach, daß wir nur dergleichen Etwas hier bei uns hätten, wie sollte mir meine Amtslast so viel leichter vorkommen! Aber wir haben leider Alles hier in größter Confusion und haben keine Gewalt, etwas Besseres einzuführen. Wir haben zwar in einem flehentlichen Memorial an unsere Vorgesetzten um Abhülfe und um einige christliche Anstalten gebeten, müssen aber noch warten, was Gott für Segen dazu geben und wie er die Herzen der Obern lenken werde! — Ferner, sehe ich den Zustand bei uns hier an, so muß ich erschrecken, da ich nichts sehe, was sich dem einreißenden Strome der göttlichen Strafen entgegensetzte.“ — „Gott demüthigt mich besonders dadurch, daß ich hier in Frankfurt so wenige Frucht meiner Arbeit sehe, daß ich oft sorgen muß, als hätte der Herr seine Gnade von meinem Amte abgezogen, da sogar kein Segen folgen will.“ — „Es kann Niemand ermessen,“ spricht er sich anderwärts aus, „wie mir oft zu Muthe gewesen, wie ich mich als Prediger einem Schiffer ähnlich sahe, der das Ruder verloren hat, und nur allein Gottes Regierung sich und sein Schifflein übergeben muß. Es war Rath oft theuer bei mir, wenn ich merkte, daß es mit Etlichen in Bezug auf die Reinheit des Evangeliums nicht richtig war, und ich es für eben so gefährlich hielt, von Vielem, was man vor mir verhehlte, nichts zu wissen, als auch genauer mich zu erkundigen, mich zu widersetzen oder zu schweigen. Ich muß es also Alles auf Gebet und Geduld ankommen lassen, bis der Herr andere Wege zeigen wird.“ „Es findet sich,“ — schreibt er unterm 18. Februar 1679 — „in unsern Kirchen so viel Unkraut, als nur immer auf einem Acker wachsen kann und das theils durch solche Personen, deren Lebenswandel in jeder Beziehung ärgerlich und anstößig ist, theils durch solche, die sich auf ihre Werkheiligkeit, auf ihren äußerlichen Gottesdienst verlassen und die, so oft dagegen geredet und von ihnen etwas mehr erfordert wird, meine Predigt sogleich für verdächtig und sectirerisch erklären. Es ist daher viele Lästerung entstanden, welche nicht nur hier in unserer Stadt das gute Werk gehemmet, sondern uns auch durch ganz Deutschland so angeschwärzet hat, als ob wir Quäker und in Frankfurt eine neue Ketze-

rei entstanden wäre. Und dabei werden die gräulichsten, oft lächerlichsten Dinge über uns erzählt. Sollten wir klagen, so würde es noch darüber sein, daß es uns nicht allein an Hülfe mangele, sondern daß auch viele Derer, von welchen wir Hülfe hofften und Hülfe haben sollten, eher Hindernisse einwerfen als das Gute befördern."

„Zwar," schreibt er einige Tage darauf an eine gräfliche Person, — „haben wir dem gnädigen, gütigen Gott herzlich zu danken, daß er sein Wort mannigfach hier gesegnet hat, und daß namentlich die öffentliche Kinderlehre, so wie die Vorbereitung der Jugend, welche zum Tische des Herrn gehen will, vor vielen andern Städten zu rühmen ist; auch ist es eine unschätzbare Wohlthat, daß in öffentlicher Versammlung Gottes Wort allhier von allen Predigern lauter und rein gelehrt wird, — aber außerdem hat es doch mit unsern frankfurtischen Kirchen ein betrübtes Aussehen. Wie viel mangelt's an öffentlicher Verfassung, durch welche die Erbauung so vielfach gehindert wird! Wie viele öffentliche Aergernisse sehen wir und können sie nicht nachdrücklich wehren! Wie viel Stücke sind es, wo wir unser Amt nicht vermögen, also zu führen, wie wir wünschten und es bei einem bessern Zustande die Regel erforderte! Wie schläfrig und unordentlich geht es noch in unsern öffentlichen Versammlungen und Verrichtungen des Gottesdienstes zu! Wie viele Lästerer und Feinde haben wir noch in unserer Gemeinde, welche die Uebrigen in der Gottseligkeit mit allem Fleiße hindern wollen! Wie viele Schmähungen sind seit einigen Jahren von hier aus über Kirche und Prediger ausgegangen? Und besonders, wie gemach gehet es auch noch bei den Guten her! Denn je länger wir uns üben, desto mehr werden wir gewahr, was uns noch mangelt, uud daß Das, was Andern lauter Gold scheint, noch so viel an sich habe, wovon wir uns reinigen müssen. —"

Zu Anfang des Jahres 1681 wurde es zwar in Frankfurt auf Seiten der Lästerer etwas stiller und ruhiger, weil auch die verblendetsten Feinde einsehen mußten, daß Alles nur böswillige Verleumdung war, aber der Gifthauch des bösen Feindes hatte die Blüthen ertödtet, und ehe neues Leben aus der Wurzel aufkeimt, bedarf es bei der schwachen und trotzigen Menschheit eine lange Zeit.

Spener wurde durch solchen bittern Undank nichts we-

niger als entmuthigt, für Verbesserung des sittlichen und kirchlichen Zustandes der Stadt Frankfurt zu arbeiten. Er reichte im genannten Jahre (1681) in Uebereinstimmung mit seinen Collegen bei den Scholarchen (der höchsten kirchlichen Behörde in Frankfurt) eine Klageschrift über den traurigen Zustand des kirchlichen Lebens und zugleich mehrere Vorschläge zur Verbesserung desselben ein. Mannigfache Hindernisse verzögerten aber das Eingehen auf diese Punkte gegen fünf Jahre, und als es endlich so weit kam, war wenigstens die unmittelbare Theilnahme Speners daran nicht mehr möglich, da derselbe inzwischen nach Dresden berufen worden war.

Die tief eingreifendste Wirksamkeit Speners in Frankfurt, sowie für die gesammte evangelische Kirche überhaupt, ging aus einer kleinen Schrift hervor, welche er zu Anfange des Jahres 1675 herausgab. Der traurige Verfall des kirchlichen Lebens sowie des christlichen Gemeingeistes überhaupt, war dem frommen Manne, der die Schwere des übernommenen Predigt- und Seelsorgeramtes immer drükkender fühlte, weil er dem Uebel nicht abhelfen konnte, seit Jahren her ein täglicher Schmerz und in allen seinen Gebeten war die Bitte um Erleuchtung und Kraft in solchem Nothstande die erste, die er seinem himmlischen Vater vortrug.

Da wurde ihm im genannten Jahre von einem Buchhändler die neue Herausgabe der Arndt'schen Postille übertragen, mit dem Gesuche, diese neue Auflage mit einem Vorworte zu versehen und sie dadurch dem Volke aufs Neue zu empfehlen. Spener ging mit Freuden darauf ein, indem er dies als eine erwünschte Gelegenheit betrachtete, in dieser Vorrede alles Das, was ihn, seitdem er im Weinberge Gottes arbeitete, öfters herzlich betrübt, das Gewissen beschwert und ihm viele Sorge gemacht hatte, zu erwähnen. Er schrieb nun seinen Schmerz, seine Klage und seine Bitten und Wünsche nieder. Da er aber nach seinen eignen Ausdrücken sich nicht selbst allein traute und nicht allein dergleichen Dinge an's Tageslicht geben wollte, von welchen die Kirche mehr Schaden als Nutzen hätte, so legte er seinen Collegen und Amtsbrüdern die Vorrede zur Prüfung vor. Wenn

nun auch diese im Einzelnen noch einige Winke und Rathschläge gaben, so waren sie doch mit dem Ganzen einverstanden. Am 24. März 1675 legte Spener die letzte Hand an dieses Werk, und da dasselbe ein Hauptereigniß in der Geschichte unserer Kirche bildet, wird es nöthig sein, darüber etwas ausführlicher zu berichten.

Spener begann mit einer Klage über das Verderben der gesammten Christenheit und besonders in der evangelischen Kirche, welche er als die allein wahre sichtbare Kirche bezeichnete, weil dieselbe das wahre und reine Evangelium in dem äußern Bekenntnisse annimmt. Er beklagte nun die mancherlei Trübsale, welche diese Kirche betroffen hatten, und fand das geistliche Elend unserer Kirche in zwei Ursachen, nämlich in der Verfolgung, welche die wahren evangelischen Lehrer von der katholischen Kirche erleiden müßten und in den allseitigen Gebrechen in unserer Kirche selber.

Als Gebrechen des weltlichen Standes bezeichnete er das sündhafte Weltleben der großen Herren, besonders am Hofe, den Eigennutz der Obrigkeiten, die entweder oft gar nicht wüßten, was Christenthum sei, und sich um das Geistliche nicht bekümmerten, oder wenn sie dies thäten, die Religion nur als Mittel weltlicher Herrschaft benutzten. Er beklagte deshalb die Gemeinden, wo von Seiten der Obrigkeit die Religion mehr gehindert als gefördert würde. Als Gebrechen des geistlichen Standes, welchen er als ganz verderbt darstellte, zählte er auf: das öffentliche Aergerniß, welches viele Geistliche durch ein hoffärtiges und unsittliches Leben geben, die niedrige, feile, gewissenlose Art der Candidaten, mit welcher sie geistliche Stellen suchen und den Unglauben der Prediger, welchen die wahre Kenntniß des Evangeliums mangelt, wodurch es in den Gemeinden so weit gekommen sei, daß ein Prediger, der auf die innerliche Gottseligkeit dringe, für einen Frömmler oder Sectirer gehalten werde. Ferner beklagte er die traurige, segenslose Sitte, auf den Kanzeln nur Glaubensstreitigkeiten zu behandeln, den thätigen Glauben aber, das rechtschaffene Wesen in Christo, völlig unbeachtet zu lassen. „Alle Theologen," sagte er, „möchten jährlich einige Mal erinnert werden, daß das theologische Studium nicht in zankfüchtigen Disputationen, als vielmehr in der Gottseligkeit zu suchen

sei." Aus diesem Allen zog er den Schluß einer unerläßlichen Reformation der Prediger und Seelsorger.

Zu den Gebrechen des Hausstandes rechnet er die Trunkenheit, welche man gar nicht mehr für Sünde halte, die allgemeine Gewohnheit der Rechtsprocesse, den Lug und Trug unter den Kaufleuten und Handwerkern, und somit den völligen Mangel an wahrer christlicher Nächstenliebe; ferner den unglückseligen Trost der Seligkeit aus dem bloßen äußeren Wortglauben, so daß es gleichviel sei, ob Einer dabei gute Werke thue, oder nicht, und den traurigen Wahn so Vieler, welche für ihr Christenthum übergenug gethan zu haben glaubten, wenn sie getauft wären, das göttliche Wort in Predigten hörten, beichteten, die Absolution empfingen und zu dem heiligen Abendmahle gingen.

Dann schilderte er die durch den verderbten Zustand unserer Kirche erregten Aergernisse, von welchen er obenan stellte, daß die Juden, wenn sie in den christlichen Gemeinden solche Sittenlosigkeit sehen, nur in ihrem Unglauben und ihrer Lästerung des Herrn bestärket würden. Ferner die Schadenfreude der Papisten, welche dieses unchristliche Leben in der evangelischen Kirche als eine Frucht des Evangelii und der Reformation ausgeben, und den tiefen Schmerz aller Besseren in der Gemeinde, die solches betrübliche Wesen mit ansehen müßten. Zuletzt sprach er von der Hoffnung eines besseren Zustandes der Kirche und bezeichnend ist es, welche Hoffnung er hier aufstellte. Zuerst nämlich sprach er auf Grund der Schrift: Röm. 11, v. 25, 26. „Ich will euch nicht verhalten, lieben Brüder, dieses Geheimniß, auf das ihr nicht stolz seid. Blindheit ist Israel eines Theils widerfahren, so lange, bis die Fülle der Heiden eingegangen sei. — Und also das ganze Israel selig werde; wie geschrieben stehet: Es wird kommen aus Zion, der da erlöse, und abwende das gottlose Wesen von Jakob," — die Zuversicht aus, daß ein großer Theil der Juden sich zum Herrn bekehren würde, dann auf Grund der Worte Offenb. Joh. 18. und 19. die Erwartung eines großen Falles des päpstlichen Roms.

Nachdem der fromme Mann auf diese Weise seine Klage und seine Hoffnung ausgesprochen hatte, ging er auf die bescheidenste Weise zu den Vorschlägen über, durch

welche dem verderbten Zustande der evangelischen Kirche abzuhelfen sei.

Und nun gab er folgende sechs Vorschläge

1) Das Wort Gottes reichlicher unter die Gemeinde zu bringen, und zwar durch die fleißige und im häuslichen Kreise anzustellende Lesung der heiligen Schrift selbst, besonders aber des neuen Testamentes; ferner dadurch, daß zu gewissen Zeiten in öffentlicher Gemeinde die bibl. Bücher nach einander ohne weitere Erklärung verlesen würden, und zuletzt durch Wiedereinführung der Kirchenversammlungen nach alter apostolischer Art, wie sie Paulus 1 Cor. 14. v. 26 ff. beschreibt.

2) Die Aufrichtung und fleißige Uebung des geistlichen Priesterthums. Darunter versteht er die Theilnahme der ganzen Gemeinde an der Auferbauung des Reiches Gottes, weil nicht nur der Priester, sondern alle Christen von ihrem Erlöser zu Priestern gemacht, mit dem heiligen Geiste gesalbt, und zu geistlichen und priesterlichen Verrichtungen berufen seien. Er stützte sich hier auf 1 Petri 2, v. 9. und hoffte dadurch besonders den Stolz und Hochmuth der Geistlichen zu brechen, die sich gern für auserwählte Christen halten. Wieviel Gewicht Spener auf diesen Vorschlag legte, geht daraus hervor, daß er über diesen Gegenstand zwei Jahre darauf (1677) eine eigene Schrift: vom geistlichen Priesterthum ausgehen ließ.

3) Den Leuten fleißig einzuprägen, daß das Christenthum nicht in dem Wissen, sondern in der That bestehe. Hier drang er besonders auf Uebung der brüderlichen und allgemeinen Menschenliebe und auf die Unterdrückung aller Eigenliebe und verwies dabei auf die vortreffliche Schilderung, welche Joh. Arnd in seinem wahren Christenthume, Buch 4, Cap. 22. und ff. davon macht.

4) Weisliches Verhalten in Religionsstreitigkeiten. Dies findet er in einem eifrigen Gebet für die Irrenden, in einer steten Vorsicht, alle Aergernisse zu vermeiden, in einer zwar bescheidenen doch nachdrücklichen Vorstellung unserer Wahrheit, die wir bekennen, und eine damit verbundene kräftige und sittsame Widerlegung ihrer

Irrthümer, doch Alles mit Uebung herzlicher Liebe gegen alle Ungläubigen und Irrenden, und warnet dabei vor zu vielen Disputationen, die nicht immer nützlich und gut, auch nicht das einzige Mittel zur Erhaltung der Wahrheit seien.

5) Die Erziehung der Prediger auf Schulen und Universitäten, wobei er besonders ein ernstes Wort an die Lehrer und Professoren richtete, und ihnen eine stete Aufsicht über den sittlichen Wandel der Studirenden zur Pflicht machte. Auch verlangte er, daß den Studenten der Theologie Gelegenheit gegeben werden sollte, sich in den Geschäften ihres einstigen Amtes zu üben, z. B. einige Unwissende zu unterrichten und Kranke zu trösten.

6) Einrichtung der Predigt zur Erbauung, damit durch dieselbe ihr wahrer Zweck, Glaube und dessen Früchte, bei den Zuhörern bestmöglichst befördert werde. Und hieran knüpfte er die Empfehlung der Postille Arnd's, welcher theure Gottesmann auch Alles auf den rechten Kern des innern Menschen gerichtet habe.

Andere zur Einrichtung eines besseren Kirchenzustandes nothwendige Stücke, z. B. die Aufrichtung der Kirchenzucht und die bessere Auferziehung der Jugend führte er nur nebenbei mit an.

Als nun diese Vorrede ins Volk kam, erregte sie das größte Aufsehen und brachte Obrigkeit und Unterthanen, Geistliche und Laien zu dem ernstesten Nachdenken. Das Wichtigste zunächst war, daß zwei andere angesehene und einflußreiche Geistliche und zwar zwei Schwäger Speners, Johann Heinrich Horbius und Joachim Stoll, die wir Beide schon kennen, Zusätze zu dieser Vorrede abfaßten und an Spener einsendeten. Namentlich nahm sich Horbius der Sache so ernstlich an, und betrieb die Ausführung der von Spener gethanen Vorschläge so eifrig, daß er später deswegen seines Amtes entsetzt wurde.

Kurze Zeit nach Erscheinung dieser Ausgabe der Arnd'schen Postille, erging von allen Seiten an Spener der Wunsch, diese gewichtige Vorrede besonders herauszugeben. Und solches geschah zu Anfang Septembers desselben Jahres (1675) unter dem Titel: **Pia desideria** (fromme Wünsche) oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche nebst einigen dahin abzweckenden

christlichen Vorschlägen." Dazu ließ er die beiden von Horbius und Stoll ihm zugesendeten Gutachten und Bedenken, ohne ihre Namen zu nennen, mit abdrukken. Auch belegte er in einem besonderen Anhange die von ihm ausgesprochene Hoffnung auf die Bekehrung der Juden mit den Zeugnissen der alten Kirche bis zu seiner Zeit *).

Was die Wirksamkeit dieser Schrift betrifft, so spricht sich Spener selbst darüber unterm 19. Sept. 1701 aus Berlin also aus: „Als ich 1675 meine Vorrede über Arnd's Postille zuerst vor dem Buche stehend, dann besonders unter dem Namen „Pia desideria" herausgegeben hatte, entstand eine fast große Bewegung. Sehr viele Vornehme, geistlichen und weltlichen Standes, denen ich das Werklein zuschickte, bezeugten ihre Beipflichtung, oft mit solchem Lobe, daß ich dasselbe jetzt noch nicht annehmen kann. Zum Theil trugen sie auch selbst das Ihrige bei oder suchten die Ausführung der gethanen Vorschläge in ihrem Wirkungskreise. Und so erwies sich fast insgemein bei Allen, die es mit dem Worte Gottes treulich meinten, eine ungewöhnliche Aufmunterung. Dagegen ließ sich bei Anderen, welche wähnten, die geführte Klage träfe sie mit, oder würde sie beschämen, Unwillen spüren, und obwohl Keiner das Herz nahm, öffentlich dagegen Etwas zu thun, so murrten sie doch darüber; und weil sie besorgten, es möge sich Das, was in Frankfurt begonnen habe, auch anderwärts ausbreiten, was ihnen nicht lieb wäre, so trachteten sie unter der Hand, sich dem nach Möglichkeit zu widersetzen. Indeß, jemehr die Gemüther im Eifer des Guten, Andere aber im Hasse desselben zunehmen, und sich nunmehr Das, was bisher innerhalb der Mauern Frankfurts oder doch in der Nachbarschaft geblieben war, immer weiter ausbreitete, desto mehr erhoben sich auch die Lästerungen und breiteten sich ebenfalls immer weiter aus, so daß ich 1677 in einem

*) Der Verfasser hält es für seine Pflicht, auf die im Jahre 1841 bei K. F. Köhler in Leipzig erschienene neue Herausgabe dieser Pia desideria aufmerksam zu machen. Der fleißige Herausgeber (P. Volbeding in Schönefeld bei Leipzig) hat sich durch kraft und gesinnungsvolle Anmerkungen, so wie durch eine bis auf die neueste Zeit geführte Vervollständigung der Zeugnisse in der Bekehrungssache der Juden ein großes Verdienst um dieses Spenersche Werk erworben.

Sendschreiben an einen auswärtigen Theologen dagegen aufzutreten veranlaßt wurde. Dieses Schreiben sowohl, wie die Pia desideria sind nicht ohne Segen geblieben."

In einem andern Schreiben spricht sich Spener darüber also aus: "Ich sage auch dem höchsten Geber aller guten Gaben, demüthigst Dank, der meine Pia desideria, in welchen ja nichts von hoher Weisheit enthalten ist, das Hoffnung machen möchte, daß sie von Vielen würden zu lesen gewürdigt werden, über alles mein Erwarten so kräftig gesegnet hat, daß sie zu einer Stimme geworden sind, welche Schlafende erweckt, Andere, die in der Stille geseufzt und sich selbst allein zu schwach hielten, dazu ermuntert, nun aber Gelegenheit gegeben hat, viele von Denen kennen zu lernen, die es mit der Sache Gottes treulich meinen, und daher seitdem mit mir Freundschaft haben. So können wir nun miteinander um so viel ernstlicher kämpfen mit Gebet, und Muth schöpfen Einer aus des Andern Eifer und Segen, den Gott dazu verleiht. Auf diese Weise sind nicht nur viele solcher lieben Leute mit mir, sondern auch unter sich selbst bekannt geworden, und haben in Gott Freundschaft unter einander gemacht. So kann ich versichern, daß in Ober- und Nieder-Deutschland, auch in den nordischen Provinzen Derjenigen, welchen die Besserung der Kirche am Herzen liegt und die daran arbeiten, mehr sind und sich nach und nach bekannt machen, als man immer hätte denken und hoffen können. Denn fast aller Orten sind die Gemüther unter Gelehrten und Ungelehrten rege geworden, freilich auch die Bösgesinnten dadurch weit boshafter, weil der Satan in ihnen heftig wüthete. Die guten Gemüther aber, welche nun einsehen, daß es mit diesem äußerlichen Gräuelwesen nicht bestehen mag, verlangen und seufzen, daß der Herr darein sehen, sich aufmachen und nun Hilfe schaffen wolle, daß man getrost lehren möge, und daß es nach der Verheißung am Abende Licht werde. Daher ist es mir immer eine herzliche Freude, wenn mich Gott immermehr dergleichen Erfahrungen machen lässet, weil ich dadurch einen immer neuen Trieb erlange."

Spener hatte bei Herausgabe dieser Desideria auch noch die Absicht, Denen, die mit Ernst das Himmlische allein suchen, dadurch Veranlassung zu geben, sich mit einander

durch den dadurch hervorgerufenen Briefwechsel bekannter zu machen und sich zu Gebet, Rath und Hilfe gegenseitig zu verbinden, und somit viele Andere zu ermuntern, ihre reicheren Schätze aufzuthun und zum Besten der Kirche das Ihrige beizutragen. Und diesen Zweck erreichte er allerdings auf vielfach erfreuliche Weise. Ueber die Ausführung der gethanen Vorschläge wurden in mehreren Orten Berathungen gepflogen und Herzog Ernst von Sachsen-Gotha war einer der ersten Fürsten, welche in ihren Landen die Catechismus-Uebungen einführten.

Viele Prediger machten es sich zur heiligsten Pflicht, fortan nur den thätigen Glauben zu predigen und ihre Gemeinden aus ihrer falschen Sicherheit herauszureißen, und erholten sich Rathes und Trostes bei Spener. Die Schreiben, welche ihm in dieser Sache zukamen, wuchsen fast täglich mehr an. Nicht allein viele Vornehme und Einflußreiche aus dem weltlichen Stande sprachen über seine frommen Wünsche ihre unbedingte Billigung aus, sondern was ihm noch lieber und erfreulicher war, auch eine große Anzahl wohlgesinnter Geistlicher, von welchen er andererseits freilich auch wieder den ärgerlichsten Widerspruch erfuhr, boten ihm brüderlich die Hand zur Ausführung seiner Rathschläge. Professoren, General- und Special-Superintendenten, geistliche und weltliche Consistorialräthe, Stadt-, Hof- und Landprediger gaben ihre freudige Theilnahme kund, acht Universitäten, darunter besonders die theologische Facultät zu Gießen mit dem berühmten Dr. Mentzer an der Spitze sprachen über die Pia desideria ihre Billigung und Bestätigung aus.

Im J. 1678 erschienen nun die Pia desideria ins Lateinische von Spener selbst übersetzt, zugleich mit einigen seiner Bußpredigten, deren Druck von vielen Seiten her gewünscht worden war.

So wie nun aber das wahrhaft Gute und Gottwohlgefällige besonders auch an der Feindschaft und an dem Widerstreit der Welt erkannt wird, so geschah dies auch mit den frommen Wünschen unsers frommen Spener, und wir haben aus seinen eignen Worten gesehen, wer im Allgemeinen an dieser seiner Schrift Anstoß nahm.

Spener und die mit ihm Gleichgesinnten, besonders seine beiden Schwäger Horbius und Stoll wurden durch

ganz Deutschland als die gefährlichsten Irrgeister ausgeschrieen, von welchen der gesammten evangelischen Kirche eine schwere Gefahr bevorstände, weswegen Alles herbei- und zusammenlaufen müsse, das aufgehende Feuer zu löschen, ehe es Alles ergreife. Man begnügte sich nicht, die spenersche Lehre als eine verdächtige darzustellen, sondern bezeichnete sie als eine völlig irrige, obgleich Niemand darthun wollte noch konnte, worin eigentlich der Irrthum bestehe. Da erschien endlich eine Schmähschrift unter dem Titel: Die sonderbare Gottesgelahrtheit Horbii und Speneri. In diesem rein persönlichen Libell wurden solche seltsame Fabeln von der Lebensweise beider Männer, von ihrem Thun und Treiben ausgestreut, und von einem großen Theile Uebelgesinnter als Wahrheit angenommen, daß man sich weniger über die Erfindung solcher schandbaren Lügen als vielmehr über die Bereitwilligkeit Derer wundern mußte, die solche Dinge, deren Unsinn am Tage lag, für wahr halten konnten.

Diese Schmähschrift, welche bestimmt war, Speners Wirksamkeit zu vernichten, brachte gerade das Gegentheil hervor. Spener wurde dadurch nur zu größerem Eifer für die Sache Gottes und zugleich zu mehr Vorsicht angetrieben. Mit herzlichem Gebete empfahl er sich und sein Werk der Gnade des Herrn und wartete ruhig ab, was Gottes Weisheit noch über ihn und seine Freunde verfügen und verhängen werde. Der fromme Mann betrachtete die ganze hämische Anseindung als ein Werk des Teufels, und gerade diese Ueberzeugung stärkte ihn in der festen Hoffnung, daß sein Vorhaben ein Gott wohlgefälliges sei. Es gereichte schon der guten Sache zum Vortheil, daß alle Die, welche als Schmäher und Lästerer Speners bekannt wurden, zu der Klasse von Menschen gehörten, welche ihrer Gesinnung nach allem Guten feindlich waren, und die aus Aerger und Ingrimm über die Störung ihrer falschen Ruhe, welche durch das Lesen der Pia desideria über sie gekommen war, sich nicht anders zu helfen wußten, als solche Lehre zu verdammen. Andere Verleumder der guten Sache waren es aus Privatursachen, theils aus Neid und Mißgunst gegen Spener, dem sie den erworbenen Ruhm nicht gönnten, theils aus Besorgniß, er und seine Freunde, welche doch von großem Einflusse auf die Besetzung geistlicher

Stellen waren, möchten ihnen Hindernisse in den Weg legen. Andere hatten noch weit niedrigere Gründe, nämlich die Befürchtung, daß, wenn Speners strenge Sittenlehre überall Eingang fände, sie in Befriedigung ihrer fleischlichen Lüste allzuviel Widerstand finden möchten.

Den beharrlichsten und schmählichsten Widerspruch erfuhr Spener, Gott sei es geklagt, von den Geistlichen selber. Seine Klage über Verderbniß des geistlichen Standes, die Veroffenbarungen der schlechten Verwaltung ihres Predigtamtes, die traurige Schilderung des gesunkenen häuslichen Lebens, welche gar zu sehr auf sie selber paßte, erbitterte sie gewaltig, da sie natürlich nicht gesonnen waren, sich darin zu bessern. Kam nun dazu noch die allerdings nicht ungegründete Furcht, daß die Gemeinden selbst aufstehen und von ihren Geistlichen andere Predigten und andere Werke verlangen würden, so blieb ihnen kein anderes Mittel übrig, als den Mann zu verhöhnen und als einen Irrlehrer darzustellen, der solche ihnen unbequeme Lehren in's Volk brachte.

Um diese Zeit entstand nämlich das Gerücht, daß Spener zu der katholischen Kirche übertreten werde. Die Jesuiten in Mainz nämlich, so erzählte man sich, hätten es öffentlich geäußert, daß sie mit Spener in sehr freundschaftlicher Verbindung lebten und seine Rückkehr zu ihnen des Nächsten erwarten könnten. Als es dem verleumdeten Manne zu Ohren kam, betrübte er sich gar sehr, denn es lag auch nicht die geringste Veranlassung zu solchem Gerüchte vor. Im Gegentheil hatte Spener bei allen Gelegenheiten die Irrlehren des Papismus angegriffen und widerlegt, in seinen Schriften sich rücksichtslos über dieselben ausgesprochen und im Einverständnisse mit den meisten Theologen seiner Zeit die große Babel in der Offenbarung, über die ein schreckliches Gericht hereinbrechen werde, auf das römische Papstthum gedeutet.

Aber diese Verleumdung kam auch nicht von den Katholiken, sondern von einer gewissen Parthei seiner lutherischen Amtsbrüder her, und zwar von Denen, welche in ihrem ausgetrockneten Verstandeswissen das Wesen des wahren Glaubens im Buchstaben, aber nicht im Geiste suchten, und dem Verstande so viel Raum gegeben hatten, daß das Gemüth völlig ausgetrieben war. Wenn nun Spener in seinen

Predigten und Schriften so stark auf ein gottseliges Leben trieb, und wiederholt bezeugte, daß nur der Glaube ein wahrer sei, der in der Liebe thätig ist; der sich durch den eifrigsten Gehorsam gegen Gottes Gebote, also durch Werke hervorthut, so schlossen diese unwissenden Leute daraus, Spener lehre auf gut papistisch von den guten Werken, d. h. von den Werken eines nur äußerlichen Gottesdienstes, wobei es auf die innere Heiligung des Herzens gar nicht ankommt. Auch hatten diese Leute sich berechnet, sie würden durch solche Anschuldigungen den so sehr geliebten und geachteten Seelsorger am Schnellsten stürzen. Aber der Herr war mit ihm, was sollten ihm die Menschen thun?

Da es nun füglich nicht gerathen war, diese ihre eigentlichen Beweggründe öffentlich zu gestehen, wenn sich die Widersacher nicht selbst zu Schanden machen wollten, so mußte die Verdächtigung auf heimlichem Wege geschehen. Sie thaten dies dadurch, daß sie gutmüthigen und schwachen Leuten unter dem Versprechen des Geheimhaltens zuflüsterten, welche Gefahren die spenersche Frömmigkeitslehre für das allgemeine Wohl mit sich führen werde, und warnten, unter dem Scheine der treuesten Seelsorge, vor allem persönlichen und schriftlichen Umgange mit Spener. Natürlich diente gerade die gebotene Geheimhaltung dazu, den Verleumdungen die schnellste und weiteste Verbreitung zu verschaffen, und dies war für den angegriffenen Mann und sein Werk um so gefährlicher, als er eine Zeit lang nicht das Geringste davon erfuhr, und somit auch nichts thun konnte, sie Lügen zu strafen. Erst nach und nach erfuhr er, was von ihm geredet wurde. Besonders richteten sich die Angriffe gegen sein Collegium, welches nach Erscheinung der Pia desideria an Ausdehnung und Bedeutung gewonnen hatte.

Die Verdächtigung Speners ging endlich so weit, daß er als ein Feind und Widersacher des deutschen Kaisers ausgeschrieen wurde, so daß ein katholischer Fürst ihn deshalb zur Rede setzte. Spener wies aber nach, daß unter allen Denen, für welche er täglich zu Gott bitte, der Kaiser gerade die allererste Person sei. Andere Gerüchte, z. B. von einer polizeilichen Beschlagnahme seiner Papiere, Confiscation seiner Schriften, von einer zeitweiligen Entfernung vom Amte, von einem obrigkeitlichen Verbote seiner Haus-

andachten, — Gerüchte, welche das ganze deutsche Reich durchliefen, erwiesen sich ohne sein Zuthun bald durch die That als Lüge und böswillige Verleumdung.

Am Bemerkbarsten unter den geistlichen Widersachern des guten Werkes machte sich Georg Conrad Dilfeld, Diaconus in Nordhausen, von welchem wir etwas ausführlicher berichten müssen.

Dieser Mann schien sich vorgenommen zu haben, an Spener durchaus zum Ritter werden zu wollen. Er sandte ihm im Sommer des Jahres 1678 das Schreiben eines erdichteten Pfarrers Balthasar Rebhahn zu, welches Spener'n auf unwürdige und unverdiente Weise angriff; Dilfeld begleitete dies Schreiben mit einem eignen in sehr spitzigen Worten geschriebenen Briefe. Damit nicht zufrieden, wandte er sich bald darauf in einem andern gehässigen Schreiben an Spener, in welchem er die in den Piis desideriis gethanen sechs Vorschläge einer ausführlichen Prüfung unterwarf, und dieselben fast in jeder Beziehung tadelte und als unnöthig, unnützlich und schädlich darstellte, und sie auf alle Weise zu verdächtigen suchte. In Bezug auf den Vorschlag des geistlichen Priesterthums beschuldigte Dilfeld Spener'n des Weigelianismus, weil darin die Vereinigung mit Christo auf eine mystische Weise dargestellt und gefordert werde, und mühte sich ab, darzuthun, daß Spener mit den vornehmsten Irrlehrern damaliger Zeit, z. B. Ammersbach, Hohburg und Hornejus gemeinschaftliche Sache mache. Spener antwortete in einem sehr ausführlichen Schreiben vom 5. Dezember desselben Jahres auf alle diese Vorwürfe und wies dieselben mit Würde und Ruhe zurück. Diese ruhige Abfertigung eines leidenschaftlich erbitterten Gegners stellt uns unsern Spener um so höher, als er gerade in dieser Zeit von häuslichen Leiden sehr schwer heimgesucht wurde. Es starb ihm nach langer Krankheit sein Hauslehrer, dann wurde seine liebe Hausfrau und sein ältester Sohn krank, und als diese Beiden durch Gottes Hand dem Tode kaum entrissen waren, warf ihn selber eine gefährliche Krankheit darnieder, von welcher er erst nach fast zwei Monaten wieder erstand.

Nichtsdestoweniger gingen die Kämpfe von Außen fort, und Spener dachte mehr an die geistige Heilung seines Widersachers als an seine eigene leibliche. Aber Dilfeld

war nicht der Mann, der sich so schnell eines Bessern belehren ließ. Im Mai des nächsten Jahres schrieb er auf's Neue an Spener und bekämpfte ihn darin besonders wegen einer über Joh. 1, v. 20 gehaltenen Predigt, wo Spener den Satz, daß Christus in den Gläubigen wohne und wirke, behandelt hatte. Uebrigens wiederholte der streitsüchtige Diaconus die früheren bereits zurückgewiesenen Beschuldigungen. Auch dieses Schreiben beantwortete Spener ruhig und sanftmüthig und nannte hier zum ersten Male seinen Schwager Horbius als Verfasser des ersten Bedenkens zu den Piis desideriis, weil Dilfeld einen andern Theologen als solchen in Verdacht hatte. Das Jahr darauf trat nun derselbe mit einer Druckschrift, die den Titel führte: Theosophia Horbio-Speneriana, öffentlich gegen Spener und seinen Schwager Horbius auf, in welcher er die Nothwendigkeit der göttlichen Erleuchtung zu dem Studium der Theologie leugnete, und Spener'n des Enthusiasmus, d. h. des übertriebenen, mystischen, und deshalb fälschlichen Eifers in Sachen der Religion beschuldigte.

Spener, weit entfernt, sich darüber zu grämen, freute sich vielmehr, daß ihm dadurch Gelegenheit gegeben wurde, über die angeregte Frage nun deutlicher und öffentlich zu antworten. Er that dies durch den Traktat von der allgemeinen Gottesgelahrtheit, in welchem er nicht allein seine Unschuld in Betreff der ihm angedichteten Lügen und Verleumdungen klar und deutlich darlegte, sondern auch die wichtige Lehre von der Nothwendigkeit der göttlichen Erleuchtung bei dem Studium der Theologie auf das Eindringlichste auseinandersetzte. Und dies that er so siegreich, daß nicht allein Dilfeld darüber verstummte, sondern auch Dilfelds Freunde und Helfershelfer sich schämten und unwillig wurden, daß derselbe durch sein elendes Machwerk den so wohlangelegten Angriff gegen Spener so völlig verdorben habe. Der ganze von Dilfeld so gehässig geführte Streit brachte deshalb Spener'n und seinem Werke mehr Nutzen als Schaden. „Ich erkenne", schreibt er darüber, „eine besondere Schickung göttlicher Güte darin, daß ich auf eine solche unbesonnene Art mußte angegriffen werden, die bei allen verständigen und gottliebenden Gemüthern, wenn sie die Sache mit Bedacht erwägen, mir und meinem Werke eben so günstig ist, als sich mein Widersacher

dadurch selbst geschändet hat. Dazu kommt, daß mir dadurch eine recht erwünschte Gelegenheit gegeben worden ist, über diesen Gegenstand, welchen ich sonst nicht, ohne Anstoß zu geben, in einer öffentlichen Schrift hätte behandeln können, mich nunmehr so auszusprechen, daß ich nicht allein die gegen mich ausgestreuten Schmähungen und Verdächtigungen völlig widerlegen, sondern auch allen solchen Leuten meine Rechtgläubigkeit darlegen konnte. Also lässet der Herr Böses zu, damit er Gutes hervorbringen will, und ich ehre die göttliche Weisheit und Güte mit schuldiger Demuth. Ich bin auch bisher von so lieben und tapfern Leuten ihrer Beipflichtung durch manche Schreiben dergestalt versichert worden, daß dies mir nur eine größere Aufmunterung werden muß, mich durch keinen Widerstand unwissender und blinder Eiferer oder boshafter Feinde des Guten von meinem Bekenntnisse und Werke abwendig machen zu lassen, vielmehr vest und beharrlich und bei allen Gelegenheiten zu bezeugen, daß wir ohne den Geist Gottes zu unserm Amte nicht alle die Tüchtigkeit haben können, welche zu dessen vollkommener und erbaulicher Verrichtung nöthig ist.“ —

Schon aus diesem Geständnisse sehen wir, daß der fromme Mann mit keinerlei Groll gegen den Diaconus Dilfeld erfüllt war. Aber Spener beruhigte sich selbst nicht dabei, er ging in seiner Versöhnlichkeit und in seinem christbrüderlichen Mitleide mit dem verblendeten Amtsbruder noch weiter. Im Sommer des Jahres 1682 brach nämlich in Nordhausen die Pest aus. Da nun Spener an die Möglichkeit dachte, daß Dilfeld durch Ausübung seiner seelsorgerlichen Pflichten dabei in größere Lebensgefahr kommen und plötzlich sterben könnte, so ergriff der Gedanke sein Herz. Drei Jahre waren seitdem vergangen, ohne daß Spener in weiterem Briefwechsel mit seinem Widersacher gestanden hatte. Jetzt fühlte er sich gedrungen, noch ein Mal, und zwar zum letzten Male, an ihn zu schreiben, nicht um mit ihm zu streiten, sondern ihn zur Erkenntniß seines Unrechts und zur brüderlichen Aussöhnung zu bewegen. Er erinnerte ihn an die Möglichkeit seines baldigen Todes und an die ernste Rechenschaft vor Gott, und führte ihm dann zu Gemüthe, wie schwer er sich an der Kirche und der Gemeinde durch seine unchristlichen Gedanken und Werke ver-

sündigt habe. Er bot ihm zugleich im Namen seines Schwagers Horbius die versöhnende Hand.

Gegen Ende des Jahres antwortete Dilfeld und gestand zwar, daß er in dieser Zeit der Noth mehr practische Theologie gelernt habe, als vorher auf hohen Schulen und sonst in hochgelehrten Schriften, gab aber nicht zu, daß er Unrecht gethan habe und versuchte eine fast trotzige Vertheidigung seines unchristlichen Streites. Spener, von dem Gedanken gequält, daß sein Widersacher ohne Erkenntniß und ohne Reue und Buße vor Gott treten könne, schrieb nun noch einmal an ihn, und versuchte mit den beweglichsten Worten seines Herzens Härtigkeit zu durchbrechen. Und diese Freude sollte dem um das Seelenheil seines Feindes so ängstlich besorgten Spener auch werden. Dilfeld erklärte, gewiß nach schweren Kämpfen, zuletzt, daß ihn sein begonnener Streit reue, und starb bald darauf im J. 1684.

So sehr auch Spener in diesen mannigfachen schmerzlichen Erfahrungen mit Demuth die Weisheit Gottes verehrte, die immer Alles zum Besten zu lenken weiß, und der fromme Mann auch alle die bittern Kränkungen mit der Kraft seines Glaubens überwand, so konnte es doch nicht fehlen, daß diese fortgesetzte geistige Aufgeregtheit seine leiblichen Kräfte angriff und verzehrte, und das Leben sehr sauer machte, schon in körperlicher Beziehung. Während seines Wirkens in Frankfurt brachen mehrere Male bösartige, ansteckende Krankheiten aus, von welchen ganze Häuser ergriffen wurden und ihre Opfer bringen mußten. Der Krankenbesuch verminderte sich, weil Niemand gern Gesundheit und Leben in Gefahr setzte. Spener aber achtete dies Alles nicht. Er wanderte oft ganze Tage lang von Haus zu Haus, tröstete, theilte das heilige Abendmahl aus und saß an den Betten der Kranken, und brauchte keine weitere Vorsicht, als daß er das Zimmer ein wenig durchräuchern ließ. Und Gottes Hand war über ihm; obgleich nicht zu leugnen ist, daß er so allmälig einen Krankheitsstoff in seine Glieder aufnahm, der später allerdings zu einer lebensgefährlichen Krankheit ausbrach. Drückender waren ihm die geistlichen Anfechtungen.

„Es ist nicht zu erzählen", klagt er gegen einen befreun-

deten Amtsbruder, „was für Schmähungen und Verlästerungen über mich hier in Frankfurt von meiner eignen Gemeinde ausgegossen werden. Ich weiß, daß ich bei Mahlzeiten und bei solchen, wo keineswegs geringe Leute zugegen waren, mehrere Stunden lang das Spottliedlein gewesen bin. Mein Hausgottesdienst ist ihnen der größte Anstoß, wobei nicht nur ich, sondern auch Die, welche zu mir kommen, leiden müssen. Bald von da, bald von dort vernehme ich Drohworte, daß man mir die Sache legen müsse. Es werden solche Dinge von mir in der Stadt herumgetragen, daß ich mich über diesen schamlosen Lügengeist nicht genug wundern kann. Bald schreien sie mich als einen Socinianer, bald als einen Weigelianer, bald als einen Labadisten aus und setzen noch vielerlei Böses hinzu. Das ficht mich freilich oft hart an, besonders da ich darin den Anfang zu noch größeren Verfolgungen erblicke.“ — Diese Befürchtung war nicht übertrieben; denn im Jahre 1678 wurden sogar bald gefährlichere Pläne gegen ihn geschmiedet, und er entging dieser Lebensgefahr nur durch das ermahnende Gewissen eines Theilnehmers an dem bösen Werke, der noch zu rechter Zeit ihn warnte.

Wie einst Paulus von sich gestand: Täglich werde ich angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinden. Wer ist schwach, und ich werde nicht schwach? Wer wird geärgert und ich brenne nicht? (2 Cor. 11, 28. 29.) so war es bei einem Manne wie Spener, der ohnedies schwächlichen Körperbaues war, kein Wunder, wenn die täglich immer größer werdenden Amtssorgen, die Angst seines Gewissens wegen seiner schweren Verantwortung vor Gott, der gehässige Streit mit seinen Widersachern, die giftigen Verleumdungen seiner edelsten Absichten, der bittre Schmerz über die wenige Frucht des Predigtamtes und die Betrübniß über den traurigen Zustand der Kirche selbst an seinem Leben zehrten und seine leibliche Gesundheit untergruben.

Im Frühjahre 1675 hatte Spener bereits eine plötzliche Abnahme seiner Kräfte gefühlt; eine trockene Hitze durchbrannte seine Glieder, der Schlaf brachte keine Stärkung mehr und der gegen Morgen ausbrechende Schweiß ermattete ihn so sehr, daß er des Morgens müder und kraftloser war, als des Abends. Seine Wangen verfielen und sein ganzes Aeußere trug den Stempel einer begonne-

nen Auszehrung. Der Arzt verordnete eine Frühlingskur mit Ziegenmilch, die auch wirklich dem armen Kranken sehr wohl that. Ende Juni reiste er auf dringendes Bitten des Arztes nach Schwalbach, um dort den Sauerbrunnen zu gebrauchen. Und Gott gab Gnade und neues Leben, wenn auch keine dauerhafte Gesundheit. Denn gegen Ausgang des Jahres 1678 verfiel er abermals in eine lebensgefährliche Krankheit, welche ihn neun volle Wochen an das Bett fesselte und mehr als einmal dem Tode nahe brachte. Die größte und schmerzlichste leibliche Prüfung war ihm aber noch vorbehalten. Am Sonnabende vor dem dritten Adventsonntage des Jahres 1684 überfiel ihn, eben als er sein Concept zur morgenden Predigt nochmals durchgesehen hatte, auf einmal eine solche Schwachheit, daß er sogleich zu Bette gebracht werden mußte, — und erst nach dreißig Wochen wieder davon aufstand. Die Krankheit nahm sogleich einen bedenklichen Charakter an; keinerlei Arznei that auch nur die geringste Wirkung, so daß die Seinen alle und selbst die Aerzte das Schlimmste fürchteten. Dazu kam, daß der Kranke selbst alle Hoffnung aufgegeben hatte. Denn fast seit zwei Jahren hatte er sich von einer Ahnung seines baldigen Todes durchaus nicht befreien können, so wenig er auch rücksichtlich seines leiblichen Zustandes zu dieser Befürchtung Ursache hatte. Ja, er betrachtete seinen Tod als eine besondere Gnadenerweisung Gottes, der ihn vor Ausbruch der allgemeinen schweren Trübsale, welche der fromme Mann für die Kirche heraufkommen sah, noch hinwegnehmen wolle. In seinen Briefen aus dieser Zeit finden sich deshalb zahlreiche Andeutungen auf diese seine baldige Auflösung. Später freilich, als er sah, daß seine Ahnung ihn betrogen hatte, und er die Ursache dieser seiner Befürchtung nicht gut in der Hinfälligkeit seines Alters suchen konnte (denn er war damals noch nicht fünfzig Jahre alt) erkannte er die eigentliche Ursache seiner Ahnung in der Schwachheit seines Glaubens.

Diese völlige geistige Ermattung wirkte auch wohl mit auf die Verlängerung seiner Krankheit. An vier Monate siechte er hin, immer zwischen Leben und Tod schwebend; die Kraft der Arzenei schien für ihn völlig gebrochen. Da half aber der himmlische Arzt, der Kranke gerieth in einen heftigen Schweiß, so stark, daß man nicht allein seine Wä-

sche täglich vier bis fünf Mal, sondern auch das ganze Bett mehrere Male wechseln mußte, weil der Schweiß bis auf den Boden durchdrang. Und das dauerte gegen drei Monate lang, einen Tag, eine Nacht wie die andere; dabei war über den Kranken eine Schlafsucht gekommen, wie sie fast räthselhaft ist. Er schlief Tag und Nacht, oft mehrere Tage und Nächte durch, und schrumpfte dabei zur wahren Jammergestalt ein. Da die Aerzte eine Auflösung aller Säfte befürchteten, reichten sie ihm einige dagegen wirkende Arzneien, besonders um den Schweiß etwas zu mäßigen. Aber diese Hinderung des Heilsstrebens seiner Natur brachte den armen Mann in wahrhafte Todesgefahr; er war eine Zeit lang der Erstickung nahe. Endlich aber, als nun die Aerzte der Krankheit ihren Lauf wieder ließen, verminderte sich zuletzt der Schweiß von selbst; und als das Frühjahr dabei herangekommen war, sandten sie ihn nach Ems in's Bad. Und hier gab ihm Gott die Genesung. Als später Jemand mit der Freude über seine Wiedergenesung gegen ihn die Aeußerung that, er hoffe, daß er während seiner Krankheit einen Blick in die Ruhe der Heiligen gethan haben werde, antwortete er: „Ach, diese Gnade ist mir nicht widerfahren! Alles, wofür ich gleichwohl den himmlischen Vater demüthig zu danken habe und Dessen ich auch einmal nicht werth bin, bestand darin, daß mir Gott die ganze Krankheit hindurch ein zufriedenes Herz gegeben hatte, daß ich, in gewisser Zuversicht der Liebe meines Gottes und Heilandes und in fröhlicher Hoffnung des verheißenen Heiles, mich vor dem Tode nicht entsetzte; ja, hätte mich der Herr auch von hier abgerufen, so hätte ich in jetziger trauriger Zeit meinen Tod für eine Gnade gehalten, weil ich durch denselben vor manchen weitern Schmerzen wäre verschont worden. Daher habe ich auch während meiner langen Krankheit niemals recht innig und dringlich um meine Wiedergenesung zu bitten und zu beten vermocht."

Und doch ereignete sich in dieser Krankheit Etwas, das auf Spener einen ungemein wohlthätigen Einfluß hatte — zwei Träume, und zwar in einer Nacht, kurz hintereinander. — Da Spener bis dahin in seinem ganzen Leben nicht eines einzigen Traumes sich erinnerte und er auch nachher niemals wieder einen Traum hatte, so wird es sehr begreiflich, warum der fromme Mann auf die beiden ein=

zigen Träume seines ganzen Lebens so viel Werth legte und sie als unmittelbare Offenbarung Gottes hinnahm. Spener selbst erzählt dies also: „Im Monat März (des Jahres 1685), zu einer Zeit, wo eben die Natur anfing, die Krankheit zu überwinden, hatte ich in einer Nacht zwei bedenkliche Träume, stracks nacheinander. Erstlich träumte mir, als ginge ich aus meinem Zimmer in eine Nebenkammer, um mein damals krankes Kind zu besuchen. Da wurde ich denn in der Wand eine Thür gewahr, in welcher eine Stiege aufwärts führte. Oben aber erblickte ich viele treffliche, schöne Zimmer und weiter hinaus ein klares Licht. Da ich nun lange in Verwunderung dastand, daß ich, obgleich ich schon so lange in dem Hause wohnte, doch weder diese Thür noch die Zimmer gesehen hatte und deshalb auch zögerte, die Stiege hinanzusteigen, wurde mir zugerufen, ich sollte drunten bleiben, denn ich dürfe noch nicht hinaufkommen. Darauf antwortete ich: Ich möchte nur das schöne Licht recht sehen. Aber da schoß mir ein Glanz davon so sehr in die Augen, daß ich darüber erwachte, und nicht wußte, wie ich mich in den Traum schicken sollte. Ich entschlief aber bald wieder, und da däuchte es mir, als läge ich in meinem Bette ganz allein auf einem sehr hohen Berge, von wo hinab ich das ganze bebaute und bewohnte Land, Feld, Wiesen, Wohnungen und Anderes übersehen konnte. Da sprach ich zu mir selber: „„Wie komme ich nur zu den Leuten hinab, daß ich nicht so ganz allein hier bleiben muß!““ Und nun hörte ich zu mir sagen: Ein sanfter Wind wird kommen, der dich hinabträgt. Sogleich fiel mir im Schlafe der Spruch ein: Er machet seine Engel zu Winden, und nun fühlte ich alsbald, daß sich mein Bette aufhob und in der Luft schwebend allgemach sich hinabsenkte. Als ich nun nahe bei den Leuten zu sein vermeinte, und über mich dahin blickte, wo ich gelegen hatte, erblickte ich eine hohe Bergspitze, und über derselben dichte, dunkle Wolken, und darüber wiederum helles Licht, dessen Glanz mich auch alsobald aufweckte. — Ich bekenne, daß ich diese beiden Träume als eine göttliche Versicherung ansah, daß mich der Herr noch eine Weile in der Welt haben wolle. Ach wenn doch bei diesem Lichtglanze im Traume auch ein lebendiger Strahl des ewigen Lichtes und jener Herrlichkeit tiefer in meine

Seele eingedrungen wäre! Doch was verlange ich Das, dessen ich wohl weiß nicht würdig zu sein!" —

Als ein Freund ihn weiter gefragt hatte, ob er nicht, wie es so vielen andern Theologen in gleichen Fällen begegnet sei, bei seiner Wiedergenesung eine Vermehrung seiner geistigen Kräfte gespürt habe, antwortete er traurig: „Ach nein! — Dessen kann ich mich nicht rühmen. Es muß also meine Schuld gewesen sein, daß Gott Solches nicht an mir vollbracht hat. Ich habe demnach Gottes Rath an mir in Etwas gehindert. Eben so sehr aber, als ich erkenne und bekenne, daß ich in meinem bisherigen Leben Manches versäumt und nicht mit genugsamer Treue das Werk des Herrn getrieben habe, eben so groß ist nun mein Wunsch und Verlangen, meine neue Lebensfrist dem Willen meines Gottes um so herzlicher zu widmen, um die vorige Versäumniß zu ersetzen." —

Erst am dritten Trinitatissonntage des Jahres 1685 konnte Spener nach fast achtmonatlichem Schweigen zum ersten Male wieder im Hause Gottes das Wort des Herrn verkündigen; und wie bewegt sein Gemüth dabei war, läßt sich leicht ermessen. In der Einleitung sprach er über 2. Cor. 1, v. 8—11, und gedachte darin seiner eignen Trübsal und der Nähe seines Todes und dankte Gott für seine Rettung, so wie seiner lieben Gemeinde für ihr Gebet um seine Wiedergenesung, welcher Fürbitte er aus voller Ueberzeugung seine Rettung vom Tode verdanke. Und da Spener diese Krankheit als eine Mahnung zur Buße an sich selbst betrachtete, so sprach er nun in seiner Predigt auf Grund des Evangelii Luc. 15, v. 1—10. von den Eigenschaften der wahren Buße, und hatte die Freude, daß dies sein Wort ganz besonders gesegnet war, sowohl für seine Gemeinde, wie besonders für ihn selbst. Denn der fromme Mann schloß nach dieser seiner Krankheit in Wahrheit einen ganz neuen Bund mit Gott, in welchem er den Rest seines Lebens in Gut und Blut, Leib und Seele der heiligen Sache des Evangelii weihte.

So wenig Spener selbst daran dachte, sich einen andern Ort seines Wirkens zu suchen, so sehr lag es doch im

Plane Gottes, ihn noch anderwärts zu einem Felsen des Aergernisses und des Heiles zu erhöhen.

Der Oberhofprediger des Churfürsten Johann Georg III. von Sachsen, Dr. Lucius, war ein kränklicher Mann, dessen immer mehr zunehmende Schwachheit auf einen baldigen Tod schließen ließ. Das Oberconsistorium erhielt daher vom Churfürsten Auftrag, sich zeitig nach einem gelehrten und frommen Manne umzusehen, der die Stelle würdig ausfüllen könne. Da nun der Churfürst selbst noch als Churprinz kurze Zeit vorher, auf seinem Marsche nach dem Rhein, bei seiner Anwesenheit in Frankfurt aus Speners Hand das heilige Abendmahl empfangen und ihn dabei persönlich kennen gelernt und liebgewonnen hatte, so beauftragte er das Consistorium, zunächst eine Anfrage an den Senior in Frankfurt ergehen zu lassen. Und dies geschah durch den eben so gelehrten als frommen, berühmten Staatsmann Veit Ludwig von Seckendorff, der schon seit einigen Jahren mit unserm Spener im Briefwechsel gestanden und mit ihm die Besserung der Kirche berathen hatte. Spener beobachtete nun hier wieder genau dasselbe Verfahren, was er bei seiner Berufung nach Frankfurt als das einzig rechte erkannt hatte. Er sprach sich in seinem Antwortschreiben offen darüber aus und gestand, daß er für seine Person nicht im Stande sei, darüber irgend eine andere Antwort zu geben, als die: zu gehen, wenn Gott es haben wolle. Dagegen brachte er mancherlei Bedenken vor, die, wenn er mit Fleisch und Blut sich berathe, ihn davon abmahnten. Er sprach von seinem vorgerückten Alter, von seiner in den letzten Jahren merklich geschwächten Gesundheit, von der möglichen Gefahr, durch Veränderung des Klima's und der Nahrungsmittel *) seine sinkende Natur auf einmal niederzuwerfen; besonders aber fand er in der Verpflichtung gegen seine frankfurter Gemeinde und in seiner Unfähigkeit zu solcher bedeutenden Stelle ein fast unübersteigliches Hinderniß. In letzterer Beziehung berief er sich auf das Wort des Propheten: „Wenn Die dich müde machen, die zu Fuße gehen, wie will

*) „sonderlich“ fügte er dabei hinzu — „bei einem geborenen Weinländer, der sein Lebtag nicht einen Monat sich im Bierlande aufgehalten hat.“

dir's gehen, wenn du mit den Reutern laufen sollst?" (Jerem. 12, v. 5.) Damit wollte er sagen: Wie könnte ich, da ich das kleine Amt in Frankfurt nicht zu verwalten vermag, das größere in Dresden verwalten wollen? — Er schloß damit, daß er die Sache Gott anheim stelle, der allerdings, wenn er wollte, alle Bande zerreißen könne.

Länger als ein Jahr geschah auf dieses Schreiben gar nichts, so daß Spener der Ueberzeugung lebte, daß die Sache für immer abgethan sei. Dazu kam nun jene langwierige Krankheit, von welcher wir schon erzählt haben, und nun wurde von Seiten Speners um so weniger daran gedacht. Vielmehr gehörte es zur Stütze seiner Hoffnung, nunmehr seiner lieben Gemeinde in Frankfurt mit doppeltem Eifer zu dienen. Aber in Gottes Rathe war es anders beschlossen.

Im Sommer des Jahres 1685, nachdem Spener durch Gottes Gnade wieder genesen aus dem Bade zu Ems zurückgekehrt war, erhielt er von Dresden aus, theils aus dem Consistorio, theils von den geheimen Räthen von Friesen und von Beuchling, damals Oberconsistorialpräsidenten, neue und dringlichere Anfragen, da der Churfürst nun einmal sein volles Vertrauen auf ihn gesetzt und deshalb gern ihn zu seinem Beichtvater haben wollte. Spener konnte im Ganzen keine andere Antwort geben, als die erste und obgleich noch einige Male zwischen dem sächsischen Oberconsistorio und ihm Briefe gewechselt wurden, verblieb er doch unerschütterlich dabei, daß er die Sache allein Gott überlasse. In seinem letzten Antwortschreiben hatte er sogar gesagt, daß er nicht einsähe, wie er ohne Sünde das fragliche Amt übernehmen könne; und er hatte deshalb einen andern tüchtigen Mann dazu vorgeschlagen. Hiermit hoffte er nun die ganze Angelegenheit zu Ende geführt zu haben. Da aber erhielt er am 11. März folgenden Jahres von Dresden aus, da unterdeß Dr. Lucius am 17. Januar gestorben war, eine förmliche Berufung zu dem wichtigen Amte eines Oberhofpredigers, churfürstlichen Beichtvaters, Kirchenrathes und Consistorial-Assessoren. Diese Berufung war vom Churfürsten selber ausgestellt, und das Oberconsistorium hatte eine besondere sehr ehrenvolle Einladung beigeschrieben. Ja noch mehr, der Churfürst hatte sogar schon einen Reisepaß zum freien Abgange und sichern

Geleite, und für den Magistrat zu Frankfurt ein eigenhändiges Schreiben beigelegt, in welchem er um Ueberlassung ihres Seniors des Ministerii bat.

Der fromme demüthige Mann wurde in die größte Bestürzung gesetzt, und eine völlige Rathlosigkeit bemächtigte sich seiner Seele. Als ob Gott aber gleich anfangs ihm zeigen wolle, was er mit ihm vorhabe, ereignete sich den Tag nach Empfang der Vocation Etwas, das dem frommen Mann einige Ruhe brachte. Seine Kinder hatten nämlich mit des Vaters Erlaubniß die Gewohnheit, zuweilen Sprüche in der heiligen Schrift aufzuschlagen, wie sie eben in die Hände fielen, und das nicht etwa aus unchristlicher Sucht, zukünftige Dinge dadurch zu erforschen, sondern nur, um dadurch sich gegenseitig aufzumuntern, Bibelsprüche besser in Acht zu nehmen, und sie tiefer einzuprägen. Des Abends am genannten Tage nahm nun seine älteste Tochter die kleine lüneburger Ausgabe des neuen Testamentes zur Hand, allerdings mit der Absicht, einen Spruch für ihren Vater aufzuschlagen. Sie thut es, schlägt das Buch auf und sie findet Cap. 7 der Apostelgeschichte; auf der rechten Seite Vers 3 und auf der linken Vers 10:

„Und sprach zu ihm: Gehe aus deinem Lande und von deiner Freundschaft, und ziehe in ein Land, das ich dir zeigen will.“

„Und errettete ihn aus aller seiner Trübsal.“ —

Vater und Tochter waren Beide darüber tief erstaunt; denn war es Gottes Wille, daß Spener ging, so konnte ja mit allem Fleiße in der Bibel kein deutlicheres Zeugniß des göttlichen Willens aufgesucht werden. Ebenso merkwürdig war es, daß, als dies kleine Familienereigniß in der Stadt bekannt wurde, mehrere Leute Sprüche auf ihren theuern Seelsorger aufschlugen, und immer auf solche trafen, welche auf seinen Wegzug deuteten. Aber das Alles war für den gewissenhaften Knecht Gottes nicht hinreichend, seinen Entschluß zu bestimmen. Unfähig, für sich selbst zu entscheiden, wandte er sich zunächst an seine Collegen. Da diese aber getheilter Meinung waren, und namentlich anführten, daß die Rücksicht auf seine Gemeinde, die seiner bedürfe, ihnen Zweifel an der göttlichen Berufung einflöße, so wandte er sich schriftlich an den Magistrat, erzählte Alles treulich, was bisher in dieser Angelegenheit

geschehen war, und unterwarf sich völlig dem Ausspruche seiner Obrigkeit. Dabei stellte er seine eignen Gründe für und wider den Abzug nach Dresden zusammen, und das mit einer Gewissenhaftigkeit und muthiger edler Aufrichtigkeit, welche die herzliche Achtung vor diesem Manne auf das Höchste steigerte. Sein einziger Grund, das angetragene Amt anzunehmen, war die Ueberzeugung, daß die Berufung eine göttliche sei; diese stützte er auf folgende Zeugnisse:

1. Er selbst habe dazu auf keinerlei Weise Veranlassung gegeben, obgleich er nicht leugnen könne, daß damals, als er dem Churfürsten das heilige Abendmahl gereicht habe, in seinem Herzen eine innige Neigung zu diesem Fürsten entstanden sei.

2. Habe er alle bisherigen Anfragen und vorläufigen Anträge jeder Zeit abgelehnt und sogar Andere zu diesem Posten empfohlen; doch aber habe sich der Churfürst nicht lassen abwendig machen.

3. Erweise sich der ungewöhnliche Umstand, daß ein so hoher Herr eine förmliche Vocation an einen Mann sende, von dem man noch gar keine Gewißheit habe, daß er derselben folgen werde, als ein unzweifelhaftes Merkmal der göttlichen Regierung.

4. Sei der Umstand, daß man nach Sachsen jetzt zum ersten Male nicht einen Professor, sondern einen untergeordneten Pfarrer zum Oberhofprediger berufe, bedeutsam genug, um Gottes Hand darin zu erkennen.

5. Da die mannigfachen Verläumdungen seiner Person und seines Wirkens doch auch bis nach Sachsen gedrungen wären, und man noch nicht aller Orten von seiner Unschuld überzeugt sei, der Churfürst aber, so wie das Consistorium, sich dadurch doch nicht hätten abhalten lassen, ihn, den verlästerten Mann, zu berufen, so könne nur Gott selber die Sache geleitet haben.

6. Auch in der Uebereinstimmung aller dabei betheiligten und befragten Personen zeige sich die göttliche Regierung. Denn der Churfürst habe ihn nicht blos berufen, weil sein Consistorium ihn empfohlen, sondern auch weil der Fürst persönliches Vertrauen zu ihm habe. Dazu käme noch, daß selbst die theologische Facultät einer sächsischen Universität ihre Zustimmung zu seiner Berufung ausgesprochen habe.

7. Als der vorzüglichste Grund gelte ihm aber der, daß die fragliche Stelle diejenige sei, in welcher ein Mann unter des Herrn Beistand und Segen weit mehr ausrichten könne, als sonst anderswo; ja er halte das Oberhofpredigeramt zu Dresden für das wichtigste unter allen geistlichen Aemtern der ganzen evangelischen Kirche, wenigstens in ganz Deutschland. Dazu käme

8. Daß er in Dresden, was die äußerliche Amtsführung anlange, auch nicht mehr Arbeit vorfände, als hier in Frankfurt; auch berufe der Herr im Reiche der Gnade Keinen zu Etwas, wozu er ihm in dem Reiche der Natur nicht auch die nöthigen Gaben gegeben habe.

9. Würde es nichts weniger, als schwer fallen, seine jetzige Stelle mit einem Andern zu besetzen, da er selber viele tüchtige Männer dazu kenne.

10. Könne er nicht bergen, daß der Schmerz über die im Ganzen so geringe Frucht seines nun fast zwanzigjährigen Predigens in Frankfurt ihn mit Schrecken und Furcht vor Gottes Gericht erfülle. Und da nun das Aergerniß um seinetwillen nicht allein nicht abgenommen habe, sondern noch zunehme, und somit das Wachsthum in der Erkenntniß immer mehr zurückgehe, so müsse er annehmen, daß ihn Gott daher an einen Ort bringen wolle, wo er mehr Frucht hoffen könne. Und zuletzt

11. Müsse er noch anführen, daß selbst der Magistrat im Ganzen wenig gethan habe, um ihn in Förderung des guten Werkes zu unterstützen; Ew. Hochadlige und Gestrenge und Herrlichkeit, — sagte er zu den Gliedern des Magistrats — wird es nicht vergessen haben, wie wehmüthig wir, ich und meine Collegen, zu zweien Malen, besonders im Jahre 1681, unsere Klage in Dero Schooß geschüttet und nicht nur die herrschenden Aergernisse angegeben, sondern auch um möglichste Abhülfe gebeten haben; wie wir ferner auf so verschiedene Umstände hingewiesen haben, wodurch unser Amt in der nöthigen Frucht gehindert wird, besonders in dem unordentlichen Beichtwesen. Es sind auch diese Klagen und Bitten in anderen Schriften wiederholt worden, und selbst öffentlich auf der Kanzel dringliche Erinnerungen geschehen, weil wir uns der Stimme unsers Gewissens nicht mehr wehren konnten. Wenn mir auch vor einiger Zeit von Seiten der Herrn Scholarchen, einige Ver-

tröstungen gemacht worden sind, so ist doch nun seit den vier Jahren her gar nichts gethan, sondern unsere Bitten und Anträge immer wieder zurückgesetzt worden. Es ist mir daher so vorgekommen, als wolle mir der Herr eben durch meine Berufung nach Dresden zeigen, daß mein ferneres Bleiben allhier nicht in seinem Rathe liege." —

Andere Gründe, welche vielleicht Viele ohne Weiteres bestimmt haben würden, die Vocation anzunehmen, nämlich die größere Ehre, größere Einkünfte, eine sichere und sorgenfreiere Stellung seiner Witwe, wies er mit den bestimmtesten Worten als solche ab, die in so ernster Angelegenheit auch gar kein Gewicht in der Wagschale ausmachten.

Dagegen gestand er ein, daß er eben so wichtige Gründe habe, zu bleiben; nämlich

1. Die gewisse Ueberzeugung, daß auch seine Berufung von Straßburg nach Frankfurt eine göttliche sei.

2. Der tiefe Schmerz, der ihn befallen, wenn er daran denke, fortzugehen; denn wenn es auch in Frankfurt viele Leute gäbe, welche ihn gern weg haben wollten, so wisse er doch auch, daß er mit seiner Gemeinde in der herzlichsten Liebe verbunden sei.

3. Das ernste Bedenken, durch seinen Weggang das Wachsthum seiner Gemeinde, die nun gewohnt sei, durch ihn sich zu erbauen, zu stören und zu hindern, so gering er auch übrigens von sich selber denke. Auch dürfte die Wiederbesetzung seiner Stelle mancherlei Schwierigkeit haben.

4. Sein geringes Talent, das fast allein nur in einer mittelmäßigen Gabe zu predigen und zu catechisiren bestehe, und die er gewissermaßen gerade für eine Gemeinde wie Frankfurt von Gott erhalten habe, weil diese so zahlreich sei; während er in Dresden zwar einer aus hohen Ständen bestehenden, aber doch viel kleineren Gemeinde vorstände, und zur Einrichtung seiner Catechismusexamina sich dort schwerlich Gelegenheit finden würde.

5. Der völlige Mangel an solchen Gaben und Eigenschaften, welche nach seiner Ansicht ein sächsischer Oberhofprediger haben müsse. Dazu rechnete er: ungewöhnliche Klugheit in allen Amtsverrichtungen, eine Achtung einflößende äußere Würde, eine getroste Herzhaftigkeit, — Vorzüge, die ihm alle abgingen.

6. Die daraus entspringende Gefahr, in dem neuen Amte mehr zu schaden als zu nützen.

7. Die Schwierigkeit einer Oberhofpredigerstelle überhaupt; weil fürstliche Höfe, sie möchten sein, wie sie wollten, doch immer ihre besonderen Fehler und Krankheiten hätten, zu deren Heilung er weder Kraft noch Muth habe. Und endlich

8. Allerdings die Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter, indem er, in seinem 52sten Lebensjahre stehend, doch eine Abnahme seiner leiblichen Kräfte wirklich spüre.

Er legte es nun völlig in die Seele des Magistrats, über seine Zukunft zu entscheiden, und ob er zu der fraglichen Stelle tüchtig, oder, wie er selber glaube, ungeschickt sei. Zuletzt sprach er noch das Vertrauen aus, daß der Magistrat, falls derselbe sich für sein Dableiben entscheide, nun gewiß zur Abhülfe der eingereichten Beschwerden die nöthigen Schritte thun werde, so daß er fernerhin nicht mehr in Aengsten und Seufzen sein Amt bei ihnen verwalten müsse.

Der Magistrat erklärte aber, daß er über die Göttlichkeit der Berufung nicht urtheilen könne, und Solches den Theologen überlassen müsse, sprach aber aus, daß er, im Falle einer Entscheidung für Dresden, sich dem göttlichen Willen nicht getraue zu widersetzen, obgleich er sein längeres Verbleiben wünsche und dasselbe für die Gemeinde für nöthig achte. Als besonderen Grund für das Dableiben gab der Magistrat noch an, daß nach seinem Ermessen Spener's Wirksamkeit nicht ohne großen Segen geblieben sei, daß sein Wegzug manches gute Werk unterbrechen und völlig vernichten werde, daß es sehr schwer sein würde, seinen Platz würdig zu besetzen, und daß besonders bei der immer näher rückenden Gefahr für die evangelische Kirche, welche von Frankreich aus in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes heranbreche, der Abgang eines geprüften Predigers und Seelsorgers gewiß sehr schmerzlich empfunden werden würde. Damit war aber freilich dem bedrängten Manne nicht aus der Angst geholfen. Ihm blieb nun nichts übrig, als dem Rathe des Magistrats zu folgen und die Entscheidung einigen unpartheischen Geistlichen, deren gottselige Weisheit und aufrichtige Sorge für das Beste

der Kirche ihm bekannt war, und die ihn brüderlich liebten, zu überlassen.

Spener schrieb nun zunächst eine schriftliche Auseinandersetzung alles Dessen nieder, was sich bisher in dieser Angelegenheit zugetragen hatte, setzte die uns schon bekannten Gründe für und wider ausführlich dazu, fügte selbst den Vorfall mit seiner ältesten Tochter, sowie die vom Magistrate ausgesprochenen Bedenken bei und schickte unterm 22. März völlig gleichlautende Abschriften an fünf christliche an verschiedenen Orten lebende Theologen, mit der Bitte, sich sobald als möglich darüber auszusprechen, weil von Dresden aus die Sache sehr eifrig betrieben wurde. Dies Alles aber betrieb er so geheim, daß Keiner von den fünf Geistlichen wußte, ob und wer etwa noch außer ihm als Rathgeber von Spener erwählt worden sei.

Zu gleicher Zeit schrieb er an das Oberconsistorium nach Dresden, und bat nach gemachter Mittheilung Dessen, was bisher geschehen war, um wenigstens noch drei Wochen Bedenkzeit; auch sprach er für den Fall, daß seine Berufung als göttlich anerkannt werde, den Wunsch aus, vor seinem Antritte erst noch das Emser Bad gebrauchen zu dürfen, da sein leiblicher Gesundheitszustand eine Wiederholung dieser Kur nöthig mache, so daß er also, falls es noch so weit komme, das neue Amt vor dem Juni nicht antreten könne.

Gegen die Mitte des Aprils trafen nun die Antworten von den fünf Geistlichen ein, und sie alle erkannten einmüthig die Vocation als göttlich und Spener'n ihr zu folgen verbunden. Und nunmehr erst kam Ruhe und Frieden in die Seele des geängsteten Mannes. Aller Zweifel war gebrochen und er wäre nun nach Dresden gegangen, selbst wenn sich plötzliche Gefahren gezeigt hätten. Er bat nun bei dem Magistrate um seine Entlassung, und als er diese in den ehrenwerthesten und wehmüthigsten Ausdrücken empfangen hatte, schrieb er unterm 15. April 1686 an den Churfürsten von Sachsen und erklärte, daß er im Namen der heiligen Dreinigkeit das ihm gnädigst angetragene Amt annehme, gelobte Treue, Gehorsam, Fleiß und Sorgfalt, und setzte mit edler Freimüthigkeit hinzu: „Dabei lebe ich gegen Ew. churfürstliche Durchlaucht der getrosten Zuversicht, daß Dieselben als ein christlicher, evangelischer Chur-

fürst die Seelensorge Dero unterthänigsten Dieners, nach Erkenntniß des göttlichen Willens zu Dero eignem ewigen Heile an sich fruchtbar sein lassen, und die kräftige Führung meines geistlichen Amtes bei Hohen und Niedern gnädigst mit handhaben werde, damit ich eine solche schwere Last, die mein Gewissen mit schwerer Furcht vor Gott beladen, und mir den Entschluß so sauer gemacht mit Freudigkeit und ohne ängstliches Seufzen tragen könne. — — —"

Der treue Diener ahnete freilich nicht, daß ihm diese Hoffnung gar bitterlich getäuscht werden sollte.

Zu gleicher Zeit schrieb er auch an das Oberconsistorium, gab dieselbe Erklärung der Treue und des Fleißes ab, und bat um Zuneigung und collegialische, vertrauliche Freundschaft. — Und nunmehr war auch dies schwere Werk abgeschlossen. Spener ging zunächst in's Bad nach Ems, und nach glücklicher Vollendung dieser wiederholten Kur hielt er in Frankfurt am 16. Juni seine Abschiedspredigt über 2 Petri 1. V. 15.: „Ich aber will Fleiß thun, daß ihr allenthalben habt nach meinem Abschiede solches im Gedächtniß zu halten." Das Versprechen, welches er da ablegte, nämlich auch von seinem neuen Wirkungskreise aus, so viel nur immer möglich, für seine alte liebe Gemeinde zu arbeiten, hat er treulich gehalten. Das ergiebt sich aus der großen Menge von Schreiben, welche er später an Einzelne in der Gemeinde richtete, und in welchen er Rath und Trost aus dem Reichthume seines gläubigen Herzens mittheilte. Diese letzte Predigt brachte eine allgemeine tiefe Bewegung hervor, und sein Abschied war überhaupt für ihn und seine Gemeinde ein wahres Herzeleid. Ob er nun gleich in seiner Predigt im Allgemeinen Abschied genommen hatte, so drängte ihn doch sein Herz, so weit nur immer möglich, noch jedem Einzelnen die Hand zum letzten Male zu drücken. Ganze Tage lang ging er deshalb in der Stadt herum und schwächte sich dabei leiblich so sehr, daß er zuletzt vor Mattigkeit nicht mehr fort konnte, und nach seinem eignen Ausdrucke wie ein Trunkener umherwankte.

Spener's Nachfolger wurde der Licentiat Arcularius, welchen er später von Dresden aus in einem sehr rührenden Schreiben seiner theuern Gemeinde empfahl, und sich dann herzlich freute, als er erfuhr, daß gleich dessen erste Predigt einen tiefen Eindruck hervorgebracht und ihm

die Liebe und das Vertrauen seiner Beichtkinder erworben hatte.

In der letzten Woche des Juni 1686 verließ Spener mit den Seinen die Stadt, in welcher er zwanzig Jahre lang so treu und mit so vieler Angst um seiner einstigen Verantwortung willen gearbeitet hatte, und trat frisch und fröhlich in Gottes Namen die weite und sehr beschwerliche Reise nach Dresden an. Es lag in Gottes gnädigem Willen, daß der fromme Mann auf diesem weiten Wege von fast sechszig deutschen Meilen, wozu in damaliger Zeit für eine Familie an vierzehn Tage nöthig waren, nicht ohne deutliche und wohlthuende Zeugnisse göttlichen Schutzes und Rathes bleiben sollte.

Bei Speners so ausgebreiteter Bekanntschaft, wornach er an fast jedem größeren Orte Deutschlands Gönner und Freunde hatte, traf es sich, daß er oft, statt in einem öffentlichen Wirthshause zu übernachten, Aufforderung erhielt, in einem Privathause seine Herberge zu nehmen. So übernachtete er einmal bei einem frommen Fürsten, der, weil er das Leben am sächsischen Hofe kannte, freilich unserm Spener zu seinem neuen so beschwerlichen und gefährlichen Amte nicht Glück wünschen konnte und deshalb um die Zukunft des treuen Seelsorgers sehr bekümmert war. Der Fürst fühlte sich von ganzem Herzen gedrängt, in seinem Morgengebete seines lieben Freundes vor Gott zu gedenken und den Herrn um Beistand und Segen für ihn anzuflehen. Nach geendigtem Gebete kam dem Fürsten der Gedanke bei, mit einem Spruche aus der heiligen Schrift seinem lieben Gaste, dessen Gemüth sehr bewegt geworden war, neue kräftige Stärkung, gewissermaßen einen Wanderspruch mit auf den Weg zu geben. Er schlägt in diesem Wunsche und Vorsatze die Bibel auf, wie sie eben ihm in die Finger läuft und seine Augen fallen auf: Sacharja 4, V. 7. „Wer bist du, du großer Berg, der doch vor Serubabel eine Ebene sein muß? Und er soll aufführen den ersten Stein, daß man rufen wird: Glück zu, Glück zu!“

Voll Freude theilte der Fürst seinem Gaste dieses prophetische Wort mit, und verkündete ihm mit aller Zuversicht, daß der Herr ihn auserwählt habe, in Dresden den Grund-

stein eines neuen Lebens in Christo zu legen. Spener aber schüttelte schmerzlich lächelnd das Haupt und sagte: „Dies Wort kann ich mir nicht annehmen; das ist zu groß und zu herrlich für mich!"

Indessen trug doch diese Tröstung dazu bei, ihm für seine Weiterreise ein fröhliches und getrostes Herz zu erhalten. Außerdem erfuhr er auf eine andere Weise, wie Gott in allen Dingen uns zu trösten und kräftigen weiß. Zum Verständniß Dessen müssen wir aber nochmals einen Blick auf Speners Leben in Frankfurt zurück thun.

Zu einer Zeit großer Trauer über den so tief gesunkenen Zustand der Kirche ging Spener eines Sonntags Nachmittags zur Kirche, um die Betstunde zu halten. Seine ganze Seele war betrübt über die große Noth im Reiche Gottes und er fragte still den Herrn: „Wirst du dich nicht bald erbarmen, wie sich ein Vater erbarmet über seine Kinder?" Und als er dabei eben in's Gotteshaus trat, hörte er, vom Schülerchore aus, aus dem von Luther nach dem 12ten Psalm gedichteten Liede: „Ach, Gott, vom Himmel sieh' darein," den vierten Vers singen:

Darum spricht Gott: Ich muß auf sein
Die Armen sind verstöret!
Ihr Seufzen dringt zu mir herein,
Ich hab' ihr Klag' erhöret.
Mein heilsam Wort soll auf den Plan
Getrost und frisch sie greifen an,
Und sein die Kraft der Armen.

Diese Worte drangen wie eine göttliche Antwort in seine betrübte Seele und gaben ihm auf einmal Trost und Frieden zurück. Als er nun auf seiner Reise an die sächsische Gränze kam, wurde er von einem daselbst aufgestellten Schülerchore empfangen und wunderbarer Weise sangen sie ihm dasselbe Lied. — Dies erfüllte sein Herz mit wahrhaft seliger Freude und er war nun Dessen völlig gewiß, daß sein Eingang nach Sachsen gesegnet sei. Seine Liebe zu diesem Liede wurde aber so groß, daß er später in Dresden sich dasselbe allwöchentlich von dem Schülerchore vor seinem Hause singen ließ und jedesmal dabei mit demüthiger Freude und lautem Danken der gnädigen Führung seines Gottes gedachte.

Mit Ablauf der ersten Woche des Juli traf Spener

wohlbehalten mit Weib und Kindern in Dresden ein, und am elften desselben Monats, am sechsten Sonntage nach Trinitatis, hielt er in der Hofkapelle über das gewöhnliche Evangelium Matth. 5, V. 20—26. seine Antrittspredigt.

Die Befürchtung, daß ihm das Klima nicht zusagen würde, schien Anfangs in Erfüllung zu gehen. Während der ersten vier Wochen seines dresdener Lebens war er immer kränkelnd; er spürte eine merkliche Abnahme seiner Kräfte und war überhaupt auch geistig sehr leidend, so daß er selbst nicht im Stande war, zu predigen. Die Hauptsache davon lag allerdings in den Nachwehen des tiefen Herzeleids, mit welchem er von seiner lieben Gemeinde in Frankfurt Abschied genommen hatte; und wäre er seiner göttlichen Berufung nicht so unzweifelhaft versichert gewesen, so hätte wohl die tiefe Trauer eine noch tiefere Reue hervorbringen können. Aber eben, daß er sich unter Gott wußte — dies allein kräftigte ihn bald geistig und leiblich wieder, und seine Gesundheit bevestigte sich so sehr, daß er dann auch nicht ein einziges Mal wieder durch körperliches Unwohlsein von Erfüllung seiner Amtspflichten abgehalten wurde. Und so Schweres und Bitteres ihm in Dresden behalten war, so hat doch auch nicht der geringste Anflug von Reue über diesen Schritt seine fromme Seele bewegt.

Mit welchen Hoffnungen und Vorsätzen unser frommer Spener sein neues Amt in Dresden antrat, bezeugt er selbst in den Worten: „Bei meiner Ankunft hier habe ich mir nichts Großes vorgenommen, auch nicht viele ängstliche Gedanken gemacht, was ich ausrichten würde oder nicht. Nur das allein habe ich mir zur Regel gesetzt, nach allem Vermögen, das der Herr geben werde, zu arbeiten, nach dem Maße des Geistes herzlich zu bitten, über mich zu verhängen, was ihm beliebig sein wird, in seinem Gehorsame zu leiden, in Geduld auszuharren, mag ich nun Früchte sehen oder nicht, und dabei die Zeit und das Maß seines Segens in kindlicher Gelassenheit zu erwarten."

Er bedurfte auch dieses Trostes gar sehr, denn der theure Gottesmann wurde in Dresden eben nicht mit allgemeinem Vertrauen empfangen. Die Hofleute, die damals in aller Lust der Welt gefangen lagen und lärmende Zechgelage und üppige Tänze für ihre Lebensaufgabe hielten, haßten ihn

im Voraus, weil er als ein strenger Sittenprediger bekannt war. Selbst seine geistlichen Amtsbrüder empfingen ihn mit Mißtrauen und mit Neid; theils aus engherzigem Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit, weil er ihrer Meinung nach auf gute Werke zu viel Werth lege, theils aus Aerger, daß er in das Amt eines Predigers neue Sorgen und Lasten bringe, die sie zu übernehmen nicht Lust hatten. So sehr auch Spener das Vertrauen seiner Amtsbrüder zu gewinnen suchte und sie ohne Ausnahme Alle zuerst besucht hatte, so kam doch nur ein Einziger, seinen Besuch zu erwidern. Die Andern erklärten sogar öffentlich von der Kanzel herab, daß sie mit ihm keine Freundschaft halten könnten. „Ich muß es" — spricht er sich darüber rührend aus — „dem Herrn befehlen, bis er die Gemüther auch mir zulenken und mir eine solche herzliche Freude machen wird. Könnten die lieben Männer in meine Seele sehen, wie ich gegen sie gesinnt bin, so würde man vielen Verdacht fallen lassen und sich näher zu mir halten. Da aber der Mensch nicht in des Andern Herz sehen kann, so hoffe ich auf Gott, daß ich selbst bei treuer fortgeführten Arbeit meinen Amtsbrüdern das Innerste meiner Seele werde zeigen können, daß keine Falschheit in mir ist. Dann bin ich versichert, daß sich Alles, was den Herrn liebet, vertraulich zu mir halten wird. Nur ist Langmuth und Geduld nöthig, welche mir hoffentlich mein Gott, der mich doch schon so lange in dieser Schule geübt hat, verleihen wird!" — —

Die erste Ursache der Feindschaft seiner dresdener Amtsbrüder hatte darin seinen Grund, daß Spener bald nach seinem Anzuge in seinen Predigten sich mehremal aussprach: der Artikel von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott sei bisher in Dresden nicht recht gepredigt worden, indem er dabei das falsche Vertrauen auf einen todten Wortglauben strafte. Diese Aeußerung nahm aber das Ministerium der Kreuzkirche übel und verklagte ihn bei dem Oberconsistorio. Die Sache wurde zwar im Stillen beigelegt, aber die geschlagene Wunde blutete fort; und die geistlichen Amtsbrüder warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, wo sie für die ihnen angethane Beleidigung eine Genugthuung sich verschaffen konnten. Und diese Gelegenheit fehlte allerdings nicht, wie wir später sehen werden.

„Von einer gesegneten Arbeit" — sprach er sich etwa zwei Monate nach seiner Ankunft in Dresden in einem Briefe aus — „kann ich leider noch nicht reden, ja mir nicht einmal davon sobald Hoffnung machen. Ich sehe vor mir und neben mir eine starke Macht des Satans und seines Reiches, und überall stoße ich auf so viele Schwierigkeiten, welche zu überwinden über alle menschliche Hülfe und Hoffnung gehet. Ich sehe, daß hier das Wort der Schrift: Ein Knecht des Herrn soll nicht zänkisch sein, sondern freundlich gegen Jedermann, lehrhaftig, der die Bösen tragen kann mit Sanftmuth und strafe die Widerspenstigen; ob ihnen Gott dermaleneinst Buße gäbe, die Wahrheit zu erkennen und sie wieder nüchtern würden aus des Teufels Strick, von dem sie gefangen sind zu seinem Willen (2 Tim. 2, V. 24—26.) meine vornehmste Lection sein wird, die ich mit Gottes Hülfe zu treiben habe!" — —

Ein Trost für ihn war es, daß er doch gleich anfangs aus der Gemeinde viele Seelen kennen lernte, welche sehnlichst nach Besserung ihrer selbst und der ganzen Kirche verlangten. Selbst der Churfürst hatte nach Anhörung einiger Predigten über ihn geäußert: „Er habe nicht geglaubt, daß ihm Jemand mit Gottes Wort das Herz so rühren könne!" — Freilich reichte das nicht hin; und Spener beklagte es sehr, daß der Churfürst einen nicht allzu großen kirchlichen Sinn an den Tag lege. „Es ist mir herzlich leid," schreibt er unterm 8. September 1686, „daß der Churfürst so gar selten in Dresden, sondern immer bald da bald dort auf dem Lande ist. So ist er in den neun Wochen, die ich nun hier bin, nicht mehr als vier Mal und selten über ein Paar Tage hier gewesen, gewöhnlich Sonnabends gekommen und Montags wieder abgereis't; daher er auch mich nur drei Mal gehört hat, da ich das eine Mal aus Unpäßlichkeit zu predigen verhindert war. Ach, der Herr gebe mir besonders darin nach seiner Verheißung (Apostelgesch. 7, V. 10.) Weisheit vor ihm, diese theure Seele völlig zu gewinnen; dann würde ein Großes gethan sein."

Am Erfreulichsten war es für Spener noch, daß einer der einflußreichsten unter den churfürstlichen Ministern und Räthen, der Oberconsistorial-Präsident von Beuchling sich bald offen als Freund und Beschützer des spenerschen Werkes bekannte. Die aufrichtige Liebe dieses edlen Man-

nes zu Gott und seinem Worte wurde von Spener gar bald erkannt und gewürdigt; er bewarb sich deshalb um seine Freundschaft, und beide Männer blieben sich christliche Freunde, unter allen spätern, recht ungünstigen Verhältnissen. Wie wenig er aber im Ganzen eine erfreuliche Frucht seines Werkes wahrnahm, geht aus seiner Klage hervor, welche er nach einem halbjährigen Aufenthalte in Dresden ausspricht: „Ich habe," — sagt er, — „die Welt hier nicht anders gefunden, als ich sie anderwärts gelassen habe, nur mit dem Unterschiede, daß die Bosheit in einigen Stücken, ich weiß fast nicht, wie ich sagen soll, hier sich gröber oder feiner zeigt; und was der Hofteufel anderer Orten für Art hat, dieselbe hat er auch hier, obschon er die Klauen bei Einigen etwas verbirgt oder schön mahlet. Sollte ich also nach menschlichem Urtheile reden, so könnte ich wenig Hoffnung haben, hier viel Gutes auszurichten, und das um so mehr, weil eine ziemliche Zeit dazu erfordert wird, die Personen, deren Mitwirkung zur Vollbringung des Guten nöthig ist, recht aus dem Grunde kennen zu lernen, und überhaupt im Umgange mit ihnen sehr viel Vorsicht erfordert wird. Indessen sei es fern von mir, alle Hoffnung sinken zu lassen, vielmehr läßt mich die sichere Erfahrung, daß Gottes Wort nicht nur einmal aus meinem Munde mehrere Seelen kräftig gerührt hat und lebendig geblieben ist, in der gewissen Zuversicht stehen, daß der Herr mir einen Segen hier bestimmt habe."

Und darin täuschte er sich nicht. Seine Predigten zogen immer mehr Zuhörer herbei, so wie sein Eifer und sein Ernst, das wahre Christenthum einzuschärfen, immer lebendiger hervortrat. Daher kam es, daß nach und nach nicht nur in Dresden, sondern auch in ganz Sachsen eine starke Bewegung sichtbar wurde, indem man aller Orten anfing, aus dem Schlafe aufzuwachen und einzusehen, daß nach Gottes Wort doch mehr erfordert werde, als man gewöhnlich gemeint habe. „Ich nehme," — äußerte er sich in dieser Zeit — „aus der Regung, welche sich jetzt in vielen Gemüthern immer mehr hervorthut, mit Recht ab, es nahe sich die Zeit eines großen Werkes, wo die Bäume anfangen wollen, vor dem völligen Sommer doch wenigstens Augen zu einem lieben Frühling zu gewinnen. Möge denn dazu helfen, wer nur kann. Und ists auch gewiß, daß man

nicht sogleich mit einer öffentlichen und allgemeinen Besserung zu Stande kommen wird (was der jetzigen Zeit des Gerichtes nicht gemäß ist), so wird doch die Arbeit in dem Herrn nicht vergebens sein." —

Es ist nicht zu leugnen, mit der Ankunft Speners in Sachsen brach ein besseres Licht in der evangelischen Kirche an. Freilich widersetzte sich ein Theil der Gemeinde, dem solches Licht in den Augen wehe that, nur um so mehr und mühte sich ab, es auszulöschen; aber der andere bessere Theil, nahm es dafür desto lieber und williger auf; und namentlich fanden sich nach und nach immer mehr Prediger, welche nach dem Vorbilde Spener's das wahre, rechtschaffene Christenthum predigten.

Spener ging allerdings darin auch hinsichtlich der äußeren Einrichtung mit einem herrlichen Beispiele voran. Er trug nämlich drei Jahre hintereinander den Inhalt des ganzen Christenthums in einer von ihm mit großer Umsicht getroffenen Ordnung vor. Diese Predigten fanden so viel Eingang, daß er sie drucken ließ und zwar die drei Jahrgänge unter dem dreifachen Titel: Evangelische Glaubenslehre — Evangelische Lebenspflicht — Evangelischer Glaubenstrost.

Einen besonderen Segen stiftete aber Spener in Dresden durch die Einrichtung seiner öffentlichen Examina.

Bereits nämlich schon zu Anfange des Jahres 1687 kam Spener auf den Gedanken, ob er nicht den Segen der in Frankfurt abgehaltenen Hausversammlungen auch nach Dresden verpflanzen könne, und er fand endlich das Mittel in der Einführung von Katechismus-Examen für Erwachsene, die er zunächst in seinem Hause abhielt, und wozu sich anfangs nur einige wenige Leute einfanden, denen eine bessere Erkenntniß ihres Heiles am Herzen lag.

Bei Einrichtung dieser Examina ging er von dem ganz richtigen Satze aus, daß eine solche auf Frage und Antwort gegründete Unterweisung in Gottes Wort nicht blos für Kinder sei, und dann aufhören könne, wenn sie zum Tische des Herrn gegangen sind. Denn bis dahin wird wegen Mangel des bekräftigten Verstandes noch am Wenigsten ausgerichtet. Auch ist es doch nicht darum zu thun,

nur die Worte des Katechismus in das Gedächtniß zu bringen, sondern vielmehr eine solche Erkenntniß zu erwekken, daß das erwachsene Geschlecht in der christlichen Wahrheit so weit fortgeführt werde, daß es für weiteres Wachsthum in der Gottesfurcht geschickt wird.

Spener traf diese in Dresden allerdings ganz neue Einrichtung ohne Zustimmung des Consistorii, ja selbst ohne sich vorher mit seinen Amtsbrüdern darüber besprochen zu haben; und dieses eigenmächtige Handeln haben sie ihm auch nimmermehr vergeben können, vielmehr gerade hierin einen besondern Gruud, ihn zu hassen, gefunden. Und doch that er dies nichts weniger, als aus stolzem Bewußtsein seiner geistlichen Macht. Er hatte seine Collegen aber insoweit kennen gelernt, daß er sich einer Zustimmung von ihrer Seite durchaus nicht versehen konnte, da sie mit zu vielen Vorurtheilen gegen die Sache eingenommen waren. Vorurtheile aber gegen neue Einrichtungen lassen sich weniger durch Wort, als vielmehr durch die Erfahrung widerlegen, und bei manchen Unternehmungen ist es besser, gute Freunde nicht darum zu fragen, wenn man sonst versichert ist, daß man ein gutes Gott wohlgefälliges Werk thun werde. Es muß zuweilen ein Durchriß geschehen, der andern furchtsamen oder trägen Gemüthern gewaltsam vorkommt; denn wollte man bei solchen Unternehmungen den gewöhnlichen Weg gehen, so würde man dadurch nur unübersteigliche Hindernisse seiner Sache bereiten. Ist aber das Werk im Gange und erweiset sich segensreich, dann wirkt es gar sehr, wenn man sagen kann: „Kommt und sehet!“

Warum aber Spener, selbst ohne Genehmigung der höchsten Kirchenbehörde, diese Examina einführte, das erklärt er selber also: „Man hätte zwar denken mögen, es sei besser gewesen, die Sache nicht ohne Mittheilung höheren Ortes anzufangen, in der Hoffnung, daß es dadurch leichter würde zu Stande gekommen sein. Ich leugne auch nicht, daß dies der ordentliche Weg ist; ich habe aber aus Erfahrung gelernt, daß es bei vielen Dingen nicht rathsam ist, in dieser Ordnung zu bleiben. Denn hat man in der Furcht des Herrn etwas rechtschaffenes Gutes vor, das nicht bereits ganz gewöhnlich ist, so ist bei gegenwärtiger Bewandtniß der Gemüther selten zu hoffen, daß man höhern Orts die Erlaubniß dazu bekommen werde. Denn

wenn auch gerade unter Denen, welche darüber rathschlagen sollen, nicht eben solche Leute sind, welche das Gute mit Absicht hindern — wiewohl man nirgends davor sicher ist — so sind sie doch meistens in der Sache des Herrn zu furchtsam, und finden so viele Schwierigkeiten und machen die besorgliche Folgerung daraus so groß, daß selten ein zustimmender Bescheid folgt. Hat man aber einmal eine Sache gesucht und nicht erhalten, so kann man es weniger verantworten, wenn man es doch thäte; vielmehr muß nun der abschläglichen Antwort willen Alles unterbleiben. Hingegen ist es in Sachen, von welchen man weiß, daß sie der göttlichen Ehre und der Liebe des Nächsten gemäß und sonst nicht verboten sind, am Besten, man gehe in seiner Einfalt gerade zu und thue in Gottes Namen, was man vor diesem verantworten kann. Denn wenn eine Sache von einem christlichen Manne, sonderlich der in Würden steht, angefangen ist, so werden allzeit höheren Orts unter Denen, die zu Rath gezogen werden, sich Personen finden, die, da es einmal gewagt ist, ihre Zustimmung geben, während sie sonst Bedenken über Bedenken häufen. Hätte ich in solchen Dingen immer vorher anfragen wollen, so hätte ich Manches unterlassen müssen, was ich ungefragt durch göttliche Gnade erhalten habe." —

Zunächst war Spener's Absehn auf die Jünglinge und Jungfrauen gerichtet; bald aber schlossen sich verheirathete Leute, Männer und Frauen an. Weil nun diese Einrichtung überhaupt neu war, und es für erwachsene Personen immer eine gewisse Verlegenheit ist, sich einem solchen Examen zu unterwerfen, so suchte der rastlose Diener Gottes der Sache dadurch förderlich zu werden, daß er zu Denen ins Haus ging, von welchen ihm bekannt war, daß sie gern daran Theil nehmen wollten. Hier hielt er eine Zeit lang Privat-Examen mit ihnen, bis sie nöthigen Muth errungen hatten, nun auch in Gegenwart Anderer zu antworten. Auf solche Weise wuchs natürlich die Theilnahme an solchen Catechismus-Uebungen von Tag zu Tag. Wenn auch die Geistlichen in der Stadt in ihrer Widerwärtigkeit gegen den Ober-Hofprediger verharrten und deshalb nicht daran dachten, auch für ihre Beichtkinder dergleichen Examina einzurichten, so fanden sich doch immer mehr Geistliche in andern Städten und auf dem Lande, die das segensreiche Beispiel

nachahmten. Und wie Spener es vom Herrn gebeten und gehofft hatte, so geschah es auch. Als das Consistorium endlich officielle Kenntniß von der Sache nahm, sprach es nicht nur seine Billigung aus, sondern beantragte sogar bei dem Churfürsten die Herausgabe eines eigenen, für diesen Zweck eingerichten Katechismus. Noch mehr! Als auf dem allgemeinen Landtage zu Ausgange des Jahres 1687 die gesammte Landschaft die Einführung der Katechismus-Examina beantragte, — ging der Churfürst sogleich darauf ein, und erließ unterm 11. Februar 1688 dazu das nöthige Mandat, worin allen Geistlichen bei Vermeidung churfürstlicher Ungnade und unausbleiblicher Strafe die getreue Nachfolge geboten ward. Und zwar sollte das Katechismus-Examen öffentlich alle Sonntage nach dem Mittagsgottesdienste in der Kirche gehalten werden. Spener selbst erhielt eine besondere Billigung seines Unternehmens dadurch, daß ihm der Churfürst die Kapelle der 1687 verstorbenen Churfürstin Mutter, welche der regierenden Churfürstin erblich zufiel, und welche der damaligen Amtswohnung des Oberhofpredigers gerade gegenüber in der Schloßgasse gelegen war, zu Abhaltung seiner Examina einräumte. Es geschah dies im März des Jahres 1688.

Unserem theuern Spener war aber ein tiefer, bitterer Schmerz von einer Seite her beschieden, woher er es am Allerwenigsten vermuthet hatte. Er hatte in seinen Piis desideriis unter den Vorschlägen zur Besserung der Kirche oben angestellt: das Wort Gottes reichlicher unter die Gemeinde zu bringen, und dargethan, daß dieser Zweck durch die Einrichtung eines besonderen Hausgottesdienstes am Segensreichsten zu erreichen wäre. Wie er solches verstanden wissen wollte, hatte er zur Genüge durch seine eigenen Collegia pietatis in Frankfurt und durch seine Katechismus-Examina in Dresden an den Tag gelegt. Und wie wahrhaft segensreich diese Einrichtung wirkte und als einziges Mittel erkannt wurde, die theils im starren todten Wortglauben, theils in Sünden aller Art tief versunkene Gemeinde zum wahren Leben in Christo zu erwecken, beweis't der Eifer, mit welchem in allen Gegenden Deutschlands solche Collegia von treuen christlichen Seelsorgern

eingerichtet wurden, und die wirklich große Theilnahme, welche sie nicht allein im niedern Volke, sondern auch unter den Vornehmen fanden. Die Universitätsstadt Leipzig sollte aber besonders der Schauplatz einer Bewegung werden, die fast ein Jahrhundert lang in der evangelischen Kirche fühlbar blieb.

Spener selbst nämlich hatte im Sommer des Jahres 1687 bei Gelegenheit einer amtlichen Revision der Universität, durch eine Gastpredigt daselbst den Anfang dazu gemacht. Er sprach darin von der Verbesserung der Hochschulen und von der Nothwendigkeit, dem geistlichen Stande bessere und würdigere Mitglieder zu erziehen. Er nannte dazu zwei Hauptmittel, nämlich: daß das Studium der heiligen Schrift allen anderen Studien vorgezogen werden müsse, und daß die Studirenden es einsehen müßten, wie ohne rechtschaffene und thätige Gottseligkeit das Studium der Theologie nicht glücklich und mit Segen getrieben werden könne. Diese fast ohne alle Vorbereitung und ohne allen Aufwand von gelehrtem Wesen gehaltene Predigt brachte einen tiefen, günstigen und ungünstigen Eindruck hervor. Sie war zunächst selbst der lebendige Beweis, daß das einfache, ohne alle Zumischung von gelehrtem Ausschmuck gepredigte Gotteswort die größte Wirkung hervorbringe; denn alle Gemüther waren davon ergriffen und zu der Erkenntniß geführt worden, daß es erst mit den Geistlichen besser werden müsse, ehe eine Besserung in den Gemeinden zu hoffen sei. Auf der andern Seite aber mußte Spener den Vorwurf hören, daß er als Widersacher der wissenschaftlichen Bildung aufgetreten sei, und dadurch hatte er namentlich den größten Theil der gelehrten Professoren gegen sich aufgebracht.

Aber die ausgestreute Saat schlug nichtsdestoweniger Wurzel und brachte Frucht. Ein junger Docent, August Hermann Francke, hatte mit zwei gleichgesinnten Freunden, Paul Anton und Johann Caspar Schade, in das todte Wissen der theologischen Facultät, welcher der an Gemüth vertrocknete Johann Benedict Carpzov vorstand, christliches Leben dadurch zu bringen gesucht, daß sie sogenannte Collegia philobiblica hielten, in welchen sie die Bibel practisch und erbaulich zu erklären suchten. Der Zudrang der Studenten dazu war außerordentlich und erregte bald den Neid

der Professoren. Da nun die Bürger sich solchen Versammlungen anschlossen und natürlich diese Privatversammlungen, wo sie Gottes Wort hörten, lieber besuchten als die Kirche, wo sich ihre Prediger über den wahren Glauben stritten, ohne selbst nur eine Ahnung des wahren Glaubens zu haben, so war es erklärlich, daß zuletzt auch die Prediger mit den Professoren gemeinschaftliche Sache gegen die neue Lehrart machten. Es entstand der Name Pietismus und Pietisten, natürlich als Spottnamen und es begann in Wort und Schrift von der Kanzel wie vom Catheder der erbittertste Kampf und Streit; und diese sogenannten pietistischen Streitigkeiten zogen sich eine lange Reihe von Jahren durch die Kirche hin.

Daß bei solchen Hausversammlungen sich auch Frauen mit einfanden, die nach jener bessern Speise aus dem Worte Gottes verlangten — wer wollte darin irgend ein Verbrechen finden? Und doch war es gerade diese allgemeine Theilnahme, welche den Gegnern einen Vorwand gab, das ganze Werk zu zerstören. Die theologische Facultät berichtete an das Oberconsistorium, und dieses wußte die Sache dahin zu bringen, daß der Churfürst unterm 10. März 1690 ein Rescript erließ, in welchem diese bedenklichen Conventicula und Privatzusammenkünfte, in welchen unter dem Vorwande der allgemeinen Erbauung und Beförderung des Christenthums die heilige Schrift nach Gutdünken ausgelegt und allerhand neuerliche und in der rechtgläubigen evangelischen Kirche bisher ungewöhnliche Dinge vorgenommen würden, alles Ernstes und bei Gefängnißstrafe verboten wurden; weil der Churfürst nicht gemeint sei, „solchem weit aussehenden und zu allerhand gefährlichen Folgen abzielendem Unwesen nachzusehen." — Wirklich wurden auch Francke und Schade aus Leipzig verwiesen. Daß aber bei solchen Zusammenkünften sich auch solche Leute mit einfanden, welche theils aus Unkenntniß die einfachen Lehren der Schrift verdrehten, theils wohl auch wegen vorherrschender Phantasie schwärmerischen Hoffnungen und Ansichten sich hingaben, ist wohl glaublich; denn auch die beste Sache wird verschieden aufgefaßt und kann durch unverständigen Gebrauch Schaden bereiten. —

Das Traurigste für unsern Spener aber war, daß er von seinen Feinden als die schuldige Ursache solcher „Gräuel"

ausgeschrieen wurde. Selbst sein Name wurde gemißbraucht, indem man diese Pietisten auch Spenerianer, ihn selbst aber als „Patriarch der Pietisten" bezeichnete. Ganze Berge von Acten wurden über diese Sache zusammen geschrieben und eine Zeit lang gab es in Leipzig vor Gericht nichts Anderes, als Verhöre und Untersuchungen über die Gräuel der Pietisten. Der Churfürst ließ nun Spenern die sämmtlichen Acten zustellen mit dem Befehle, sein Gutachten abzugeben, wie dieser entstandenen Unordnung am Besten abzuhelfen sei. Daß in diesem Befehle von Seiten des Churfürsten selbst ein gewisser Vorwurf gegen seinen Beichtvater ausgesprochen war, werden wir später deutlich sehen. Es geht dies aber schon aus dem darüber abgefaßten Briefe Speners hervor, in welchem der so hart angegriffene und gekränkte Mann es für nöthig gefunden hatte, folgende wahrhaft rührende Verwahrung bei seinem Fürsten einzulegen. „Zum Allerförderſten versichere ich Ew. churfürstl. Durchl. nochmals in aller unterthänigster Treue, daß, so wie ich zu der reinen, unverfälschten, evangelischen, in unsern symbolischen Büchern enthaltenen Lehre nicht allein bei meinem Eintritt in den Dienst mich eidlich verbunden, sondern auch in meinem vorigen Amte allezeit in gleichem Verbündnisse gestanden habe, und von mir sagen darf, niemals Etwas begangen zu haben, was wider die Festhaltung an derselben einen gegründeten Verdacht errennen könnte, ich auch ebenso jetzt noch unverrückt in solchem Bekenntnisse stehe, auch bis an mein seliges Ende darin stehen zu bleiben gesonnen bin. Würde also irgend wo Etwas wider solche Lehre vorgenommen, so würde ich es an meinem schuldigen Eifer dagegen nicht mangeln lassen. Und so Jemand ein anderes und strengeres Christenthum und eine andere Art, selig zu werden, lehren wollte, als uns der liebste Heiland und seine heiligen Apostel selbst längst in der heiligen Schrift vorgeschrieben haben, so würde ich selbst davor einen Ekel und Abscheu haben, da ich versichert bin, daß unserm Gott kein selbst erwählter Dienst gefallen kann. Und so wie ich Ruhe, Einigkeit und Ordnung in der Kirche liebe, so verlange ich auch nimmermehr Etwas, wodurch solches gestört werden möchte, sondern vielmehr, daß auf alle christliche Weise der Friede in der Kirche in

Beibehaltung der Wahrheit und der Liebe unverbrüchlich erhalten werde." —

Die Hauptanklagepunkte, welche zunächst im Allgemeinen gegen die Pietisten, und in besonderer Beziehung gegen Spener selbst in den Acten angegeben waren, bestanden in Folgendem: 1. daß der sogenannte Pietismus eine Secte, also eine Ketzerei sei; 2. daß durch die biblischen Vorlesungen Francke's und seiner gleichgesinnten Freunde, so wie 3. durch die Privatversammlungen der Bürgersleute Unordnungen in der Kirche, wie in dem Gemeinwesen entstanden wären. — In Betreff des ersten Punktes fand sich folgende Erklärung des Pietismus in den Acten: „Der Name der Pietisten heißt nicht anders als Leute, welche sich vor Anderen mit Beten, mit Seufzen, mit Kopfhängen, mit Fasten, ingleichen in Kleidung und andern Dingen heilig, gerecht und gottselig anstellen, und kommt doch so gezwungen heraus; welche Andere zur Frömmigkeit wollen anführen und haben doch das Geschicke nicht dazu; welche mit Hintansetzung aller nöthigen Studien allein von dem Studium der Frömmigkeit reden."

Spener deckte nun die Irrthümer und die Verleumdungen darin auf, widerlegte den Vorwurf der Ketzerei dadurch, daß er nachwies, wie diese Leute sich weder von der Kirchengemeinschaft im Allgemeinen, noch von der heiligen Communion im Besonderen losgesagt hätten und daß in den ganzen Acten auch nicht ein einziger Lehrsatz gefunden worden, der gegen die Kirchenlehre streite. In Bezug auf den Namen Pietist gab er ausführlich an, daß dieser Name nicht von den Leuten selbst, sondern als Spottname von ihren Gegnern gemacht, und daß derselbe bereits im Jahre 1680 in Oberdeutschland von Spöttern solchen Christen beigelegt worden sei, welche das rechtschaffene Wesen in Christo suchten.

Die Anklage gegen Francke als Ruhestörer entkräftete Spener durch die gültigsten Zeugnisse von seiner gründlichen Wissenschaft, von seinem exemplarischen Lebenswandel und seinem redlichen Eifer für das Evangelium; wie denn Spener ein solches Zeugniß über den theuern Gottesmann Francke um so mehr ausstellen konnte, als derselbe das Jahr zuvor zwei Monate lang in seinem Hause gelebt hatte.

Auch die übrigen angeklagten jungen Docenten reinigte er von dem Verdachte der Ruhestörung.

In Betreff des dritten und hauptsächlichsten Punktes, nämlich die Anklage gegen die Privatzusammenkünfte der Bürgersleute, durch welche religiöse Schwärmerei und dergleichen sollte herbeigeführt worden sein, konnte Spener allerdings nicht aus eigner Anschauung urtheilen; doch wies er aus den vorliegenden Acten nach, daß durch alles Dies auch nicht die geringste Gefahr für die evangelische Kirche sich gezeigt habe.

Somit, und nachdem Spener einen zweiten ihm vom Churfürsten zugetheilten Actenberg durchforscht hatte, konnte er über die „Leipziger Pietisten" auf Grund der Untersuchungsacten nur folgendes Ergebniß niederlegen: „Es sind Leute, die herzlich entschlossen sind, zu dem rechten Zwecke der heilsamen Erbauung ihre Studien und ihr Christenthum gottgefällig und fleißiger zu führen, als bisher, und auch sich einander in diesem Entschlusse gestärkt haben. Daher haben einige Magistri, um die Studirenden zu dem Studium der heil. Schrift, als der einzigen Regel der Lehre und des Lebens, mehr und mehr aufzumuntern, über dieselbe Collegien gehalten und dabei besonders die practische Erklärung im Auge behalten. Dadurch ist der Eifer der guten Leute gewachsen und hat sich auch durch wirkliche Aenderung und Besserung ihres Lebens kundgethan. Aber nun sind sie eben deshalb von Spöttern und rohen Leuten vielfältig verleumdet und mit besondern Namen bezeichnet, auch auf verschiedene Weise arg verdächtigt worden. Jedoch hat die gerichtliche Untersuchung nichts auf sie bringen können. Da hingegen das herzliche Verlangen nach Erbauung bei Vielen immer mehr zunahm, so haben einige Bürger angefangen, sich mit den Studenten in den Collegien einzufinden, und auch sonst in einigen Privatzusammenkünften lieber von göttlichen Dingen und der heiligen Schrift, als von andern Dingen mit einander geredet." —

Dies war die eigentliche Geschichte des sogenannten Pietismus in Leipzig, der nur deshalb, weil die Verleumdung darüber ihr Gift ausgoß, nicht allein jenes strenge churfürstliche Edict, sondern auch eine so ausgedehnte gerichtliche Untersuchung herbeigeführt hatte. Uebrigens half dieses bessere Urtheil Speners so gut wie gar nichts;

denn wo die giftige Saat der Verleumdung einmal Grund und Boden gewonnen hat, da bedarf es einer langen Zeit, ehe das Unkraut ausgerottet werden kann. Es war für einen Oberhofprediger, als den ersten Geistlichen des Landes, ohnedies schmerzlich genug, daß er die Angriffe eines großen Theils der ihm untergebenen Amtsbrüder ohne allen Schutz dulden mußte; und es könnte Einem das Herz wehmüthig machen, wenn man bedenkt, wie der fromme Mann sich in seiner Demuth wahrhaft freuen konnte, daß der dresdener Superintendent in einer geheimen Unterredung mit dem Präsidenten des Geheimen Rathes das fast gnädige Urtheil abgab: „der Oberhofprediger sei rechtgläubig."

Uebrigens erklärte sich Spener ganz einverstanden damit, daß dergleichen Conventicula, wenn sie von keinem Geistlichen geleitet würden, alles Ernstes verboten bleiben sollten; bat aber um ein Rescript, in welchem der Name Pietismus zu gebrauchen verboten, auch die Geistlichen angehalten werden sollten, nicht mehr von den Kanzeln herab gegen die Collegia pietatis überhaupt zu predigen. Die Vorwürfe und Schmähungen richteten sich nun gegen seine eigne Person; er wurde auf den Kanzeln immerfort als Patriarch der Pietisten verlästert.

Außerdem überhäufte ihn mit den schmählichsten Schimpfnamen der Prof. Dr. Carpzov in Leipzig, der unter den Feinden und Widersachern Speners und seines Werkes der eifrigste und gewissenloseste war. Spener hatte mit ihm in Straßburg eine Zeitlang studirt und während seines frankfurter Lebens mit ihm in freundlichem Briefwechsel gestanden. Als aber Spener nach Dresden berufen wurde, änderte sich dieses freundliche Verhältniß, und zwar zunächst aus Neid und Mißgunst, weil die Carpzove, welche damals in Sachsen sowohl in geistlichen wie in weltlichen Aemtern in großem Ansehen standen, bei Besetzung der Oberhofpredigerstelle auf einen aus ihrer Familie gerechnet hatten. Und nun warf sich die ganze carpzov'sche Parthei gegen den armen Spener, besonders als dieser durch seine Amtstreue sich die Ungnade des Churfürsten von Sachsen zugezogen hatte. Theils eine Schrift, in welcher Spener den Studenten Anweisung zu besserer Einrichtung ihrer Studien gab, theils das in Leipzig ausbrechende Geschrei über den Pietismus, dienten dem racheschnaubenden Carp-

zov zu Gelegenheiten, sein Gift über den treuen Knecht Gottes auszugießen; und Carpzov kann mit Recht als Erfinder der gehässigen Namen Pietist und Pietismus, als einer neuen Secte, angesehen werden. Dieser Mann, der in seiner frucht- und freudenlosen Wissenschaft ganz vertrocknet war, hatte keine Ahnung von der Freudigkeit eines gläubigen Gemüthes. Er griff nicht blos in seinen Predigten, sondern auch in drei verschiedenen Programmen, die er als Rector der Universität zu schreiben hatte, unsern Spener auf das Heftigste an und beschuldigte ihn dabei der ehrlosesten Dinge. Leider blieb Spener ohne Schutz von Seiten der Gesetze und er hatte von jetzt ab bis zu seinem Tode nur damit zu thun, die Vorwürfe gegen den sogenannten Pietismus sowohl von sich selbst, als auch von allen Denen abzuwehren, welche Hausversammlungen nach seinem Vorschlage einrichteten; und doch wurde er nicht fertig damit. Immer und immer wieder mußte er darthun, daß der Pietismus keine Secte sei, daß aus demselben nichts weniger als eine Verachtung des Geistlichen hervorgehe, daß damit keine Verachtung der Wissenschaften verbunden sei, und somit keine neue Barbarei eingeführt werde, daß der Pietismus völlig unschuldig sei an dem wieder aufgenommenen Streite über das tausendjährige Reich, daß derselbe weder Hochmuth noch Verachtung Anderer erzeuge und weder eine Spaltung in der Kirche noch Störung im Staate wolle. Dagegen bewies er aus dem Geiste des wahren Christenthums, wie aus der offen vorliegenden Thatsache, daß diese so unverdient angefeindeten Leute in Wahrheit demüthig und der Obrigkeit gehorsamer seien, als ihre Ankläger und Verleumder, und forderte deßhalb den gerechten Schutz der Gesetze. Aber er richtete wenig oder nichts damit aus. Die Verleumdung behielt ihre errungene Obergewalt; die armen Leute, die es so treulich mit ihrem Christenthume meinten, wurden fort und fort angegriffen, als Betrüger und Irrlehrer verleumdet, verlästert und gedrückt; ja man ging in dem Hasse gegen sie sogar so weit, daß man solchen Studenten, welche des sogenannten Pietismus auch nur verdächtig waren, alle öffentlichen Wohlthaten entzog und ihnen die Würdigkeit der Beförderung ins Amt absprach.

Am Feindseligsten zeigte sich hier Dr. Alberti. Dieser,

als oberster Inspector der churfürstlichen Stipendiaten unter den Studenten, kam im Namen sämmtlicher Aufseher (obgleich, wie sich später ergab, nicht alle beigestimmt hatten) bei dem Kirchenrathe mit dem Gesuche ein, es möchten alle des Pietismus schuldigen oder verdächtigen Studenten aufgefordert werden, ihre Irrthümer abzulegen, widrigenfalls sie der churfürstlichen Gnade verlustig sein sollten. Obgleich Spener in den Berathungssitzungen die Unbilligkeit eines solchen Verlangens auseinandersetzte, so drang er doch nicht durch. Der Kirchenrath ertheilte dem Dr. Alberti seine Zustimmung. Und so kam es, daß eine große Anzahl gerade der fleißigsten und besten Studenten nicht allein ihre bisherigen Unterstützungen (oft die einzigen, die sie hatten), verloren, sondern auch für immer von der Beförderung im Vaterlande ausgeschlossen wurden. Selbst daß Einige, durch die Noth dazu getrieben, erklärten, sie wollten dem Pietismus auf immer entsagen, half ihnen nichts; es reichte hin, daß sie überhaupt an der Versammlung Theil gehabt hatten, um ins leibliche Elend hinausgestoßen zu werden.

Gott möge diese Sünde gnädig vergeben haben! — —

Es ist hier nicht der Ort, den weiteren Verlauf der pietistischen Streitigkeiten, welche sich noch gegen fünfzig Jahre nach Speners Tode fortsetzten, zu erzählen, sondern es genügt nur die Angabe, daß der fromme Spener den tiefen Schmerz der Verkennung seines Strebens mit in sein Grab nahm.

In Dresden aber sollte Spener eine Erfahrung machen, die er nach dem Vertrauen, das er bei dem Churfürsten genoß, und mit welchem er von diesem war zu seinem Beichtvater berufen worden, eben so wenig erwarten konnte, als er sie um seines treuen, wohlgemeinten Eifers willen verdient hatte. Daß ein Mann wie Spener, der alle Werkheiligkeit, alle falsche Sicherheit, alles Heuchelwesen und allen Dienst in der Knechtschaft der Weltlust unerbittlich strafte, wo er Gelegenheit dazu fand, den fleischlich gesinnten Hofleuten seiner Zeit nicht angenehm war, ließ sich erwarten. Daher fiel es auch gerade nicht auf, daß über ihn, als er kaum ein Jahr in Dresden gewirkt

hatte, durch ganz Deutschland das Gerücht ging: „er sei bei Hofe in Ungnade gefallen, und werde seines Amtes entsetzt werden.“ Wenn auch Spener dieses böse Gerücht keiner Widerlegung werth hielt, ja für die darin liegende Wunde in so fern wieder doppelt geheilt wurde, daß von mehrern Seiten her ihm gar ansehnliche Stellen angeboten wurden, so konnte er doch daraus den dornigen Pfad abnehmen, auf welchem er jetzt als Oberhofprediger einherging.

Bei den strenger Gesinnten wurde Spener im Gegentheile der fleischlichen Furcht bezüchtigt, die ihn abhalte, entschiedener und strafender gegen das sündliche Weltleben am Hofe aufzutreten. Daß er aber am Wenigsten diesen Vorwurf verdiente, zeigte eben ein Vorfall, der auf das ganze weitere Wirken dieses treuen Knechtes Gottes den weitverzweigtesten Einfluß übte.

Die Amtsvorgänger Speners in Dresden, namentlich die Oberhofprediger Weller und Geyer, hatten ihrer beichtväterlichen Verpflichtung gegen die Churfürsten darin Genüge leisten zu müssen geglaubt, daß sie von Zeit zu Zeit, und besonders bei herannahenden allgemeinen Buß- und Bettagen seelsorgerliche Schreiben an ihre fürstlichen Beichtkinder richteten, in welchen sie auf die schonendste Weise, jedoch kraft ihrer beichtväterlichen Vollmacht in aller Aufrichtigkeit eine Bußvermahnung aussprachen. Die Churfürsten hatten dies auch als eine Pflichterfüllung ihrer Beichtväter mild und freundlich aufgenommen; ja von Dr. Weller war es bekannt, daß er einen aufkeimenden Unwillen des Churfürsten Johann Georg II. mit kräftiger Hinweisung auf seine Vocation augenblicklich besiegt hatte. Auch Spener fühlte sich theils durch das beichtväterliche Vorbild seiner Vorgänger, theils durch sein Gewissen ganz besonders verpflichtet, an den Churfürsten Johann Georg III. einmal ein ernstes Wort, obwohl mit allem schuldigen Respecte, zu richten. Er wählte dazu den ersten Bußtag des Jahres 1689 und sandte unterm 22. Februar an den Churfürsten einen Brief, in welchem er, wie er später zu bekennen genöthigt wurde, den Zustand der Seele seines erlauchten Beichtsohnes mit Hinweisung auf die am Hofe herrschende Gleichgültigkeit in Heiligung des Herzens und auf die herrschenden Fehler und Sünden, in sehr beweglicher Sprache darstellte und zur Erk.nntniß sowie zur Reue und

Buße aufforderte. Der Churfürst nahm dieses Schreiben nicht ungnädig auf, ja es machte sogar einen tiefen, heilversprechenden Eindruck auf sein Gemüth. Aber freilich war dies nur die erste bessere Regung; denn die Frucht dieses Werkes sollte eine ganz andere sein, als Spener gehofft und erwartet hatte. Der Churfürst nämlich theilte das Schreiben Einigen aus seiner vertrauten Umgebung mit. Und da diese Herren am Hofe längst schon gegen Spener eingenommen waren, ihn, als einen sehr unbequemen Sittenwächter haßten, auch wohl fürchteten, durch seinen Einfluß sich in ihrem eitlen Weltleben mannigfach behindert zu sehen, so war ihnen jede Gelegenheit willkommen, den strengen Seelsorger aus der Gunst des Churfürsten, und wenn es möglich wäre, ganz vom Hofe zu entfernen. Sie stellten deshalb dem Churfürsten vor, das Schreiben Speners überschreite die Grenzen des schuldigen, unterthänigsten Respectes vor seinem gnädigsten Herrn, und wußten die Sache so einleuchtend und als eine Art Verschwörung gegen die sittliche Freiheit des Churfürsten darzuthun, daß nicht allein die ganze gehoffte Wirksamkeit des Ermahnungsbriefes mit einem Male vernichtet wurde, sondern der Fürst in seinem erregten Stolze sogar einen Schwur that, er wolle seinen Beichtvater nie wieder hören. Und diesen Schwur bekräftigte er dadurch, daß er augenblicklich eine ziemlich weitläufige Antwort an Spener abfaßte und mit derselben den erhaltenen Brief zurücksandte. Obgleich der also belohnte Seelsorger dieses churfürstliche Schreiben niemals bekannt gemacht hat, so hat er selbst darüber doch so viel geäußert, daß der Churfürst sich keiner harten Worte gegen ihn bedient habe, wofür er Gott noch herzlich dankte. Die Hauptanklage aber bestand darin, daß Johann Georg die Muthmaßung aussprach, Spener habe einzelne Dinge, über welche er sich in seinem Briefe ausgesprochen hatte und welche der Fürst als ungegründet zurückwies, von einigen hohen Hofbeamten erfahren, welchen er dafür seine volle Ungnade widerfahren lassen zu wollen drohete. Als nun dies auch wirklich geschah, so hielt es Spener für seine Pflicht, in einem anderweiten Schreiben an den Churfürsten sich der verdächtigten Personen anzunehmen und ihre völlige Unschuld klar und deutlich darzuthun. Aber der verleumdete Spener erhielt sein Schreiben durch einen der

geheimen Räthe uneröffnet zurück. Und so war denn der volle Bruch zwischen Fürst und Beichtvater geschehen, das Vertrauen für immer hinweg genommen und die Hoffnung auf sein amtliches Wirken vernichtet.

Der Churfürst hielt sein Wort; er hat seit der Zeit seinen Beichtvater nie wieder gehört, noch überhaupt sich vor ihm sehen lassen, und auch bald darauf seine volle Ungnade gegen Spener dadurch an den Tag gelegt, daß er sich das heilige Abendmahl von einem andern Hofprediger, dem Dr. Green, reichen ließ. Zwar hatte der Churfürst zuvor bei Spener anfragen lassen, ob er gegen die Amtirung eines seiner Collegen etwas einzuwenden habe; aber was blieb dem armen Manne Anderes übrig, als mit wunder Seele seine Zustimmung zu geben und die ganze Sache dem Herrn zu empfehlen, ob dieser das feindlich gesinnte Gemüth des Churfürsten ihm wieder zuwenden wolle.

Wie der fromme Mann bei dieser doch sehr traurigen Amtserfahrung auch keinerlei Groll gegen Andere hatte, sondern vielmehr dieselbe nur sich selbst zum Segen gereichen ließ, beweiset eine Antwort, welche er um diese Zeit einigen frankfurter Freunden gab, die ihm gewissermaßen Vorwürfe machten, daß er nach Dresden gegangen sei. „Ich habe“ — schreibt er darin — „nur göttlichem Rathe Folge geleistet, und sehe nun wohl ein, daß Gott vor hatte, mich durch diese scheinbare Erhöhung innerlich und wohl auch äußerlich desto mehr zu demüthigen, wie bisher schon geschehen ist und ferner geschehen mag. Nun der Herr ist heilig und gütig in Allem, was er thut; der sei auch in Allem, mag es mit unserem eignen Rathe übereinkommen oder nicht, gepriesen in Zeit und Ewigkeit! —“

Eine Zeitlang schien es auch, als ob die traurige Angelegenheit sich wieder zum Bessern wenden wollte. Denn als um diese Zeit Spener von Stockholm aus gefragt wurde, ob er das Pastorat an der dortigen deutschen Kirche, über welche der König selbst die unmittelbare Aufsicht führte, zu übernehmen Willens sei, ging er nicht mehr und nicht weniger darauf ein, als bei frühern Anfragen ähnlicher Art. Er überließ die ganze Sache dem Herrn, und sprach in seiner Antwort auf diese Anfrage auch nicht die geringste Bitterkeit aus, ja nicht einmal das leiseste Verlangen, seine jetzige Stelle zu verlassen. In einem Briefe an die Köni-

gin von Schweden, einer Schwester der Churfürstin von Sachsen, erzählte er treulich und offen das vorgefallene Aergerniß, nicht um den Churfürsten anzuklagen, sondern nur um etwaigen falschen Gerüchten in dieser traurigen Angelegenheit vorzubeugen, von welcher er immer noch einen friedlichen Ausgang hoffte. Aber die Widersacher waren zu thätig, um es bis zu einer Aussöhnung kommen zu lassen. Nämlich etwa fünf Vierteljahre darauf, im Sommer 1690, ließ ein hoher Hofbeamter in einem Gespräche mit dem Churfürsten die Worte fallen: „er habe eine Abschrift der zwischen ihm und Spenern gewechselten Briefe gesehen." Diese angebliche Veröffentlichung von Schreiben, welche doch mit dem Siegel beichtväterlicher Verschwiegenheit besiegelt sein sollten, erbitterte den Churfürsten dergestalt, daß er augenblicklich zwei geheime Räthe an den Oberhofprediger abschickte, welche ihn über die Sache zur Rede stellen und vernehmen sollten. Obgleich nun Spener auf das Unzweideutigste nachweisen konnte, daß die fraglichen Briefe nimmermehr aus seinen Händen weggekommen wären und Niemand auch nur eines einzigen Satzes Abschrift daraus erhalten habe, so blieb doch der Stachel des Verdachtes im Herzen des Churfürsten zurück, und von der Zeit an ging dieser ernstlich damit um, seinen Beichtvater auf eine irgend passende Weise ganz von Dresden zu entfernen.

Uebrigens ist das Räthsel wegen der angeblichen Veröffentlichung der Briefe niemals gelöset worden und nur so viel als ziemlich gewiß anzunehmen, daß das Ganze ein Werk böswilliger Verleumdung und Verfolgung war.

Wie traurig und segenslos nun die eigentliche Berufs-Wirksamkeit Speners sein mußte, kann man leicht ermessen, und wahrhaft rührend sind die Klagen, welche der arme so tief niedergebeugte Mann in dieser Zeit gegen seine Freunde aussprach. Da sah man aber wieder recht, wie Gott alle Dinge zum Besten hinausführt und sich der Seinen in ihrer Noth gnädig erbarmet. Als nämlich gerade um diese Zeit der Propst zu St. Nicolai in Berlin starb, der zugleich Kircheninspector und Consistorialassessor war, lenkte Gott das Herz des Churfürsten Friedrich III. von Brandenburg auf Spener, und dieser edle Fürst, der nachmalige erste König von Preußen, ließ durch einen geheimen

Rath bei Spenern anfragen, ob er geneigt sei, die erledigte Stelle anzunehmen.

Auch jetzt, wo vielleicht alle Anderen an seiner Stelle ohne Weiteres, ja selbst in der Ueberzeugung eines göttlichen Rufes, die angetragene Stelle angenommen hätten, nur um aus der drückenden Lage so bald als möglich herauszukommen — auch jetzt blieb Spener unbeugsam seinen bisher in solchen Dingen befolgten Grundsätzen treu. Er lehnte das Anerbieten in aller Bescheidenheit ab, und sprach nur so viel bestimmt aus, daß er die ganze Sache der Berathung der beiden Churfürsten überlasse.

Da nun Friedrich III., dem die erzählten Vorgänge und die Gesinnung des Churfürsten von Sachsen damals noch nicht völlig bekannt gewesen zu sein scheinen, sich keine Hoffnung machte, die Entlassung Speners vom churfürstlichen Hofe zu erlangen, so gab er die Sache auf, und berief den M. Teuber zu der erledigten Stelle. Aber des Herrn Rath ist wunderbar und er führet es Alles herrlich hinaus.

Nur wenige Monate verwaltete Teuber sein neues Amt, dann rief ihn ein schneller Tod hinweg. Da tauchte Speners Name zum zweiten Male in der Seele des Churfürsten von Brandenburg auf. Doch zögerte er aus demselben Grunde, wie das erste Mal, weitere Schritte zur Gewinnung des von ihm so hoch geachteten Mannes zu thun. Johann Georg, davon durch andere Person in Kenntniß gesetzt, hatte nun aber eben so wenig Neigung, Friedrich III. seinen Oberhofprediger anzutragen, als er sich entschließen konnte, denselben ohne Weiteres seines Dienstes zu entlassen. Er nahm daher zu einem Auskunftsmittel seine Zuflucht, mit welchem er sich und dem Churfürsten Friedrich helfen zu können vermeinte. Er beauftragte nämlich die beiden geheimen Räthe, den Director des Geheimen Raths-Collegii und den Oberconsistorial-Präsidenten, Spener'n in aller Güte dahin zu bestimmen, daß dieser freiwillig sein Amt niederlege. Um der Erreichung seiner Absicht sicherer zu sein, ließ er ihm, obgleich er wieder in ein anderes Amt überginge, doch eine lebenslängliche jährliche Pension von 200 Thalern zusichern.

Aber der gewissenhafte Mann, dem irdisches Gut auch nicht im Kleinsten am Herzen lag, war durch nichts zu bewegen, sich diesem Vorschlage zu fügen. In einem Schreiben

an das Geheime Raths-Collegium spricht er sich bestimmt und muthig aus, daß er nicht aus eigner Wahl diese Stelle angenommen, daß er dies sein Amt bisher treulich zu erfüllen sich beflissen habe, und er deshalb nicht eher gehen werde, als bis ihn Gott selbst austreibe. „Ich finde mich," — fährt er fort — „nicht ermächtigt, eignen Willens mich los zu machen oder dazu zu verhelfen, sondern ich achte mich vielmehr für schuldig, lieber in Geduld Alles bis zum Ende abzuwarten. Und weil ich meine Entlassung nicht verschuldet habe, was mir hoffentlich Niemand wird bestreiten können, weil ich dieselbe also ohne Sünde gegen Gott, dessen Diener ich bin, nicht geschehen lassen kann, weil ferner eine solche freiwillige Resignation vielfache Seufzer und Aergerniß und ungleiche Urtheile in Sachsen wie auswärts, bei unsern und andern Religionsverwandten, ja selbst noch bei der Nachwelt erregen wird, so kann ich ohne Verletzung meines Gewissens und ohne Theilnahme an solcher schweren Schuld vor Gott, nicht selbst Etwas dazu thun. — —"

Und Spener blieb und das Gemüth des Churfürsten füllte sich deshalb nur desto mehr mit Abneigung gegen seinen Beichtvater.

Da wollte die Churfürstin von Sachsen, Anna Sophia, Königs Friedrich III. von Dänemark älteste Tochter, welche dem treuen Seelsorger aus vollem Herzen anhing, und nur mit Schmerzen an eine Trennung von ihm dachte, einen Vermittelungsweg einschlagen. Sie that ihrem erlauchten Gemahle den Vorschlag, er möge Spenern allerdings seines Amtes, in der Hofcapelle zu predigen, entlassen, dafür ihm aber eine andere Kirche der Residenz anweisen. Aber Johann Georg ging nicht darauf ein; er wollte nun einmal den mit seiner Ungnade beladenen Mann völlig aus Dresden und aus seinem Lande entfernen. Da die Churfürstin nichts über ihren Gemahl vermochte, so darf es uns nicht wundern, daß auch einige Geheime Räthe, die sich zweimal in gar beweglichen Bittschreiben zu Gunsten Speners an den Churfürsten wandten und um Wiederkehr der Gnade und des Vertrauens für ihn baten, nicht das Geringste ausrichteten.

Johann Georg blieb unerbittlich und fest entschlossen, Spenern zu entfernen. Während aber am Hofe nur auf eine völlige Demüthigung des verhaßten Mannes gesonnen

wurde, war die Stimmung unter den Bürgern so wie unter christlich Gesinnten jedes Standes eine ganz andere. Es wurde kein Gebet gebetet, in welchem nicht der bedrängte Mann und seine Sache vor den Thron der himmlischen Gerechtigkeit und der Gnade gebracht wurde. Spener war der Gegenstand des Gespräches, die Sorge, das Anliegen in jeder christlichen Familie, und es war ein wahrer Wetteifer entstanden, den frommen Mann für die Unbill, die er von seinen weltlichen und geistlichen Gegnern täglich erlitt, auf irgend eine Weise zu entschädigen. So begegnete es Einem, eben zur Zeit, wo an Speners Entfernung am Nachdrücklichsten gearbeitet wurde, daß er nach Verrichtung seines Abendgebetes die Bibel zur Hand nimmt, mit dem Vorsatze, daraus einige Sprüche, wie sie eben in die Finger fallen, aufzuschlagen und sie als einen Trost von Oben dem bedrängten Manne mitzutheilen. Es geschieht, und in die Augen fallen die Worte: „Aber sie sprachen: Kommt und laßt uns wider Jeremia rathschlagen; denn die Priester können nicht irren im Gesetz, und die Weisen können nicht fehlen mit Rathen, und die Propheten können nicht unrecht lehren. Kommt her, laßt uns ihn mit der Zunge todtschlagen, und nichts geben auf alle seine Rede.“ (Jerem. 18, V. 18.) Erstaunt über die so treffende Schilderung der Gegner Speners schlägt er zum zweiten Male die Schrift auf und lies't: „Aber der Herr ist bei mir, wie ein starker Held; darunter werden meine Verfolger fallen, und nicht obliegen, sondern sollen sehr zu Schanden werden, darum, daß sie so thörlich handeln; ewig wird die Schande sein, der man nicht vergessen wird.“ (Jerem. 20, V. 11.)

Spener, dem dies mitgetheilt wurde, war zwar weit entfernt, die Einzelheiten darin auf sich anzuwenden; aber es brachte ihm doch einen großen Trost und stärkte sein Vertrauen auf den Beistand von Oben, und machte überhaupt einen solchen tiefen Eindruck auf ihn, daß er in zwei, einige Zeit darauf erschienenen Streitschriften: „Speners freudiges Gewissen gegen Dr. Schelwig“ und in der Vorrede zur „Uebereinstimmung der Augsburger Confession ꝛc.“ die Schicksale des Propheten Jeremias, namentlich in Bezug auf dessen Weigerung und Berufung zum Propheten (Cap. 1) auf seine eignen Schicksale anwandte und dadurch eben in der Freudigkeit seines Gewis-

sens ungestört blieb. Als aber endlich auch die letzte Hoffnung geschwunden war, erachteten es die Freunde des theuren Gottesmannes nunmehr für Zeit, eine Lösung dieser traurigen Verhältnisse zu versuchen. Sie berichteten, und zwar ganz im Geheimen, den Zustand der Sache nach Berlin und stellten vor, daß es nun Zeit sei, Spener'n abzurufen. Es geschah dies mit einiger Besorgniß, der Wink möge zu spät kommen. Denn es war ihnen nicht unbekannt geblieben, daß man in Berlin die Wiederbesetzung des fraglichen Amtes ziemlich ernstlich betrieben habe. Aber der Herr thut sein Werk niemals halb; die Stelle war noch unbesetzt! Am 21. März 1691 schrieb der Churfürst von Brandenburg an den Churfürsten von Sachsen und bat ihn um Ueberlassung seines Ober-Hofpredigers. Die gewährende Antwort erfolgte gleich darauf und so schnell, daß der Churfürst Friedrich bereits am 28sten desselben Monats die Vocation an Spener unterzeichnen konnte. Ehe dieser aber von Berlin aus davon Kenntniß erhielt, empfing er von Johann Georg, der sich damals gerade in Torgau aufhielt, nachfolgendes Schreiben:

„Von Gottes Gnaden, Johann Georg der Dritte, Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Westphalen ꝛc. Churfürst ꝛc.

Würdiger, hochgelahrter Rath,
Lieber Andächtiger und Getreuer.

An Uns haben des Churfürsten zu Brandenburg Liebden, unterm Dato Cöln an der Spree den 21sten d. M., geschrieben, und dabei freund-vetterlich ersuchet, daß Wir geruhen möchten, seiner Liebden Euch daher zu überlassen, weil Sie gesonnen wären, die vacirende Propstei und Inspectorat bei der Kirche St. Nicolai in ihrer Residenzstadt Berlin, nebst einer Rathsstelle im Consistorio daselbst durch Eure Person zu ersetzen. Nun Wir denn seiner Liebden in diesem Ansuchen nicht entstehen mögen, sondern besagte Eure Ueberlassung zugestanden, auch bereits in dieser Conformität Deroselben wieder geantwortet, so haben Wir Euch in Zeiten hiervon Nachricht geben und solche Unsere Meinung darum unverhalten sein lassen wollen, damit Ihr bei Erlangung der churbrandenburgischen Vocation Euch darnach richten könnt. Auf daß Ihr aber noch, außer Unsern Dien-

sten, Unsere Euch und der Eurigen zu tragende Gnade erkennen und derselben gesichert sein möget, als haben Wir verordnet, daß neben den Reiseunkosten auch die Eurer Hausfrau sonst versprochenen Gnadengelder nicht allein von Dato dieses Unsers gnädigsten Dimissions-Rescripti aus Unserer Fleisch-Steuerkasse zu den gewöhnlichen Quatemberzeiten gegen Quittung jährlich bezahlet, sondern auch damit ad dies vitae continuiret und ihr unverweigerlich abgeführt werden sollen.

Uebrigens werden Wir Euch und den Eurigen nicht weniger in andern Angelegenheiten Unserer Gnade zu erweisen unvergessen sein und habe Euch solches Alles nicht verhalten wollen.

Gegeben auf Unserm Schlosse Hartenfels zu Torgau, den 31. März Anno 1691.

Johann Georg, Churfürst."

Die Aufschrift lautete: dem Würdigen und Hochgelahrten Unserm Ober-Hofprediger, Beichtvater, des Ober-Consistorii zu Dresden Rath und Assessor, Lieben, Andächtigen und Getreuen, Herrn Philipp Jacob Spener, der heiligen Schrift Doctor.

Darin stand nun freilich zwar keine Bitterkeit, aber auch kein Wort von Dank für treue Amtsführung; es war eine Entlassung, welche nicht der fürstliche Beichtsohn, sondern der regierende strenge Churfürst ausgefertigt hatte. So schmerzlich dies Spener sein mußte, so überhob ihn doch diese bestimmt ausgesprochene Dimission aller weiteren Qual und Gewissenspein. Denn als er zwei Tage darauf die brandenburgische Vocation erhielt, war er durch nichts mehr gebunden und nahm dieselbe deshalb sogleich als ein Gnadengeschenk aus der Hand des himmlischen Vaters an.

Am Pfingstmontag, den 1. Juni 1691, hielt er in der churfürstlichen Schloßkapelle seine Abschiedspredigt über das Evangelium Joh. 3, v. 16—21, von der Summa der ganzen Heilslehre, wo er noch ein lebendiges Zeugniß seines lautern und reinen evangelischen Glaubens ablegte. Darin bekannte er auch hinsichtlich seines Abganges nach Berlin, daß es ihm damals vor fünf Jahren, als er von Frankfurt nach Dresden berufen worden war, allerdings schon in seinem Herzen so vorgekommen wäre, daß er, in-

dem man ihm nöthige, eine Meile zu gehen, deren zwei gehen müsse. (Matth. 5, v. 41.) Er predigte wohl vor einer zahlreichen Gemeinde, aber die churfürstlichen Sitze waren leer. Dem vertriebenen Manne wurde nicht vergönnt, auch nur einmal noch seines fürstlichen Beichtsohnes Angesicht zu schauen, und nur die edle Churfürstin hatte ihn einige Wochen zuvor auf ihr Landgut Coßdorf bei Torgau zu einer Abschiedsaudienz eingeladen, wo es ihm vergönnt war, persönlich von ihr und den beiden Prinzen Abschied zu nehmen. Dessenungeachtet fühlte sich sein Herz getrieben, unterm 25. Mai an beide Prinzen (die nachmaligen Johann Georg IV. und Friedrich August, welcher letzterer später zur katholischen Kirche übertrat und König von Polen wurde) noch ein besonderes Abschiedsschreiben zu richten, in welchem er theils eine herzliche Bitte um Vergebung seiner Fehler und Mängel, theils die väterlichsten Ermahnungen aussprach, ein wahrhaft gottseliges Leben zu führen.

Den Tag nach seiner Abschiedspredigt sandte er auch an den Churfürsten ein ernstes, rührendes Schreiben, worin er vor Gott bezeugt, daß er es jederzeit treulich gemeint und Alles aus unterthänigster Liebe und nach dem Triebe seines Gewissens, als frei vor Gott und vor allen Intriguen gethan habe, obgleich er zugestand, — daß er mit mehr Ernst und mit mehr Klugheit hätte verfahren können.

Und Tags darauf, den 3. Juni, verließ Spener mit seiner Familie die churfürstliche Residenz. Eine große Menge Volks folgte dem Wagen und schwoll immer mehr an, je weiter er fuhr. Als die Reisenden über das Thor hinaus waren und das Volk in dicht gedrängten Reihen den Wagen von allen Seiten umgab und mit Thränen in den Augen noch um ein Abschiedswort bat, ließ Spener anhalten, stieg aus und sprach in einer herzergreifenden Rede zum letzten Male an die wahre Gemeinde, die er in Dresden sich erworben hatte, und forderte sie auf zum treuen Verharren in dem rechtschaffenen Wesen in Christo Jesu. Dann reichte er den zunächst Stehenden die Hand, warf noch einen schmerzlichen Abschiedsblick auf die trauernde Menge, dann einen gläubig hoffenden zum Himmel, und fuhr nun rasch von Dannen. Sein Abschied von Dresden schlug allen Denen, welche in dem frommen Manne einen, ihnen von

Gott gesandten Erwecker erkannt hatten, eine tiefe Wunde. Die rührende Dankbarkeit dieser guten nun verlassenen Leute, ging so weit, daß sie sich selbst als die Ursache des Wegzuges Speners anklagten, indem sie nämlich denselben als ein Strafgericht Gottes auslegten, welches deshalb über sie gekommen wäre, weil sie zu wenig wahre Frucht ihrer Besserung gezeigt und den Lehren ihres treuen Seelsorgers nicht eifrig genug nachgelebt hätten. Spener hatte alle Mühe, diese schmerzlichen Vorwürfe als ungegründet darzustellen und nachzuweisen, daß es nur der Gnadenrath Gottes sei, der ihn nach Berlin führe, damit er auch dort das Evangelium verkündigen solle.

Mit welchem Sinne und Herzen er aber überhaupt Dresden und Sachsen verlassen mochte, geht aus einer Aeußerung, die er neun Jahre später in der Dedication an seinen Freund und Gönner v. Beuchling zu seinem theologischen Bedenken ungescheut drucken ließ. „Es ist mir", sagt er, „der gesammte Zustand der chursächsischen Kirche aus fünfjähriger Erfahrung also bekannt worden, daß ich wohl eher darüber seufzen, als mich dessen zu freuen Ursache gefunden habe, indem Alles, was wir mit Recht auch bei andern Theilen unserer armen evangelischen Kirche beklagen, in einigen Stücken zwar weniger, als bei anderen, in manchen aber noch betrübter, sich darin antreffen läßt. Die meiste Ursache, welche solches Verderben veranlasset oder erhält, ist im Stande Derer, welche diesem Verderben zu wehren, hauptsächlich von Gott eingesetzt und verordnet sind. Auf der andern Seite giebt es wieder Viele, welchen niemals eine lebendige Erkenntniß Gottes in die Seele gekommen ist und sie und ihren natürlichen Zustand geändert hat, und die doch bei Kirchen und Schulen angestellt sind. Von Solchen kann also die Kirche keinen Nutzen, sondern nur mehr Schaden erwarten. Denn da sie fleischlich gesinnt sind, dem Geize, dem Ehrgeize, der Wollust dieser Welt weder abgestorben sind, noch absterben wollen, und folglich auch die Wahrheit der Rechtfertigung und Heiligung aus Mangel an Erfahrung nicht gründlich verstehen und sogar vom lebendigen Glauben ganz falsche Begriffe haben, so können sie deshalb auch Andern nicht helfen; und ihr ganzes Werk besteht darin, die reine Lehre nur nach dem Buchstaben zu

erhalten, die Leute nur zu einem äußerlichen Gottesdienste anzutreiben, um dadurch, wenn es noch so weit kommt, wenigstens ein äußeres ehrbares Leben herbeizuführen. Zu solchen Werken verstehen sie sich gern, weil sie darin selber sich nicht zu ändern haben. Hören sie aber, daß Andere damit nicht zufrieden sind, und daß das rechtschaffene Wesen (oder wie es im Grundterte heißt: Die Wahrheit in Christo Jesu (Epheser 4, v. 21) neben der Reinigkeit der Lehre, die allerdings nicht fehlen darf, noch gar viel Anderes von ihnen und den Zuhörern fordert, so ist ihnen nichts daran gelegen. Denn sie sehen dann wohl ein, daß sie ganz andere Menschen werden müssen, und daß sie gar bald von ihrem äußeren Ansehen bei den Bessergesinnten verlieren würden. Es fordert daher ihr fleischliches Interesse, dem Werke bei Zeiten sich zu widersetzen. Und das thuen sie durch Verdächtigung Derer, die das Bessere wollen, durch Anschuldigung falscher Lehren, durch scheinheilige Warnungen vor dem heimlichen Gifte, das in der besseren Lehre stecke. Das ist der wahre Grund des Ketzermachergeistes, der unter den Geistlichen jetzt noch herrscht, und schon manches Gute niedergeschlagen hat, und der wahre Grund der in Sachsen ausgebrochenen Streitigkeiten über den sogenannten Pietismus!" — — —

Seine Reise ging über Colditz, wo er von seinem Schwiegersohne, dem Superintendenten Birnbaum, und über Leipzig, wo er von seinem zweiten Schwiegersohne, dem Professor Rechenberg Abschied nahm. Bereits Sonnabends den 6. Juni traf er in Berlin ein.

Der Umzug Speners nach Berlin gab seinen Widersachern, die besonders unter den Geistlichen zahlreich waren, eine neue Gelegenheit, ihn zu verfolgen. Das preußische Regentenhaus gehörte zu der reformirten Kirche, und die gehässigen Streitigkeiten zwischen den Lutherischen und Reformirten waren noch nicht soweit vergessen und beseitigt, als daß aus der noch glimmenden Asche der gegenseitigen Verdammung nicht schnell und leicht eine große Flamme hätte können hervorgeschürt werden. Spener wurde der Treulosigkeit gegen die lutherische Kirche beschuldigt, daß er

von einem reformirten Fürsten eine Vocation angenommen hatte. Diese Gelegenheit war seinen Widersachern um so erwünschter, als sie ohnedies auf vielfache Weise hatten darthun wollen, daß Speners Lehre nicht mit Luthers Lehre übereinstimme. Er sah sich deshalb genöthigt, offen und nachdrücklich zu erklären: er sei zu einer evangelisch-lutherischen Kirche berufen worden, und habe mit der Lehre der Reformirten nichts zu thun; ferner wies er nach, daß die lutherischen Geistlichen in Berlin völlig ungehindert ihre Lehren vortragen und die Irrlehren der reformirten Kirche bekämpfen könnten, wenn es nur ohne Bitterkeit geschähe. Er war deshalb mit dem herzlichsten Vertrauen, in Berlin eine weite Thüre des Guten geöffnet zu finden, eingezogen, und hielt am zweiten Sonntage nach Trinitatis, am 21sten Juni, über das Evangelium Luc. 14, v. 16-24 vom großen Abendmahle in der Kirche zu St. Nicolai seine Anzugspredigt, nachdem er Sonntags vorher durch den Propst der Kirche zu St. Petri in Cöln, Dr. Lütke, der Gemeinde vorgestellt worden war. In wie weit er nun zunächst in Bezug auf sein Predigtamt das Seine that und fest auf dem bisherigen Grunde stehen blieb, sehen wir daraus, daß er den wichtigen Artikel von der Wiedergeburt in sechs und sechszig Predigten behandelte. Eben so hielt er einen geschlossenen Gang von Predigten über den Brief Pauli an die Galater und über den ersten Brief des Johannes.

Als er in einer Predigt über Luc. 18, v. 7 u. 8: „Sollte Gott nicht auch retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen, und sollte Geduld darüber haben? Ich sage euch: er wird sie erretten in einer Kürze“ — von der sichern Hoffnung besserer Zeiten im Reiche Gottes redete, und diese Besserung besonders in dem Siege der rechtschaffenen Gottesfurcht über den todten Wortglauben behauptete, wurde er von zwei Doctoren der Theologie, Pfeiffer und Neumann heftig deswegen angegriffen und zuletzt genöthigt, in mehreren Schriften seine auf die heilige Schrift gegründete Behauptung zu retten.

Ueberhaupt entbrannte der pietistische Streit in dieser Zeit über, wo Spener in Berlin wirkte, heftiger als zuvor. Gelehrte, aber gemüthlose Männer, wie Carpzov, Mayer, Schelwig, Alberti, Pfeiffer, Neumann,

Grabe, Breving und die gesammte theologische Facultät zu Wittenberg traten alle gegen ihn auf, und nöthigten ihn, sich und sein Werk in Schriften zu vertheidigen. Besonders gehört hierher eine seiner kräftigsten Streitschriften: „der evangelischen Kirchen Rettung von falscher Beschuldigung der Trennung und der Gemeinschaft mit aller Ketzerei, welche er auf besonderen Befehl des Churfürsten Friedrich schrieb.

Speners Wirksamkeit in Berlin war in jeder Hinsicht eine segensreiche; seine Predigten waren stets ungemein zahlreich besucht, seine auch hier angestellten Catechismusübungen erfreuten sich des herrlichsten Gedeihens und Fortganges. Bei der ihm zuertheilten Aufsicht über die Stadtschulen und Landkirchen hatte er immer Gelegenheit, für das Reich Gottes zu wirken. Dazu kam, daß er auch im Consistorio nicht ohne Einfluß war, wiewohl er selbst darauf nicht viel gab. Weit erfreulicher war ihm das Vertrauen, mit welchem ihm die Besetzung geistlicher Stellen in verschiedenen Provinzen des Landes fast ausschließlich überlassen wurde, und die Gnade seines Churfürsten und Königs, der den frommen und getreuen Mann gegen alle ungerechten Angriffe schützte.

Den segensreichsten Einfluß auf den Fortbestand seines Werkes übte Spener durch das besondere Vertrauen seines churfürstlichen Herrn bei der Errichtung der Universität zu Halle, die zwar eigentlich schon im Jahre 1688 gegründet war, aber erst sechs Jahre darauf eingeweiht werden konnte. Spener erhielt nämlich zugleich mit seinem schon genannten Freunde, den berühmten Herrn v. Seckendorff, den Auftrag, die theologische Facultät mit wahrhaft christlichen Professoren zu versorgen. Die beiden hauptsächlichsten Lehrer waren gleich zu Anfang Dr. Breithaupt und August Herrmann Francke, beides treue, fromme Männer, die früher in Erfurt, ersterer als Professor der dortigen Universität, letzterer als Prediger angestellt gewesen und als Anhänger der spenerschen Schule bekannt waren. Natürlich konnten diese nicht unangefochten bleiben, und die Geistlichen der Stadt Halle traten auch bald als ihre Wi-

dersacher auf und wußten das Feuer der Zwietracht so sehr zu schüren, daß der Churfürst sich genöthigt sah, im November 1692 durch eine Commission, welcher der Herr von Seckendorff präsidirte, die Sache untersuchen zu lassen. Obgleich der unvermuthet bald darauf erfolgte Tod von Seckendorff's eine Störung in diese Angelegenheit brachte, so war doch so viel erörtert worden, daß Alles theils auf Mißverständnisse, theils auf böswillige Feindschaft beruht hatte; und alle gegen Breithaupt und Francke vorgebrachten Klagen erwiesen sich als grundlos, und Beide wirkten nun von da an für das rechtschaffene Wesen in Christo mit doppeltreichem Segen. Wie viele Hoffnungen Spener für die bessere Gestaltung des christlichen Lebens auf diese Universität setzte, geht aus einem Briefe hervor, den er eilf Tage vor seinem Tode an seinen, damals nun königlichen Herrn schrieb. „So zieret", schreibt er, „Ew. Königl. Majestät Regierung vor Anderm als ein theures Kleinod die unter Deroselben aufgerichtete Universität zu Halle und der himmlische Segen, der sich über dieselbe wider aller Menschen Vermuthen und mit Verwunderung ausgebreitet hat, und noch größer zu werden verspricht. Wenn ich nun nicht zweifle, daß Ew. Königliche Majestät selbst täglich von ihrem himmlischen Vater ihre heiligen Dankopfer deswegen bringen, so werden Dieselben um so williger verstatten, daß auch ich vor meinem Abschiede Solches in Einfalt meines Herzens thue, und mich zu versichern getraue, daß, so lange Dieselben fortfahren, in Ihrer Regierung die Absicht auf die Ehre der Universität und auf die Beförderung der ungeheuchelten Gottesfurcht mit Ernst zu richten, und in Besetzung der geistlichen Professuren nur auf die wahrhaft Würdigen sehen, und Ihre Friedrichs-Universität je länger, je kräftiger schützen werden, — der jetzige schöne Zweig noch ein großer Baum werde, der dem Lande Früchte und Schatten bringt.

Ein großes Aergerniß, das Spener selbst als die größte und schwerste Last seines Lebens bezeichnete, war ihm in Berlin behalten. Unter den Diaconen zu St. Nicolai befand sich nämlich auch M. Schade, derselbe, der

aus Leipzig mit Francke und Andern wegen Theilnahme an dem Collegio pietatis war vertrieben worden. Schade war ein durch und durch frommer, christlicher Mann, der das Werk der Heiligung des Herzens an sich und Anderen mit dem treuesten Eifer zu fördern suchte und besonders im Schulunterrichte ausgezeichnet war. Seine Predigten durchdrangen wie ein zweischneidiges Schwert das Herz des Hörers, erregten aber eben deshalb, weil er oft schonungslos scharf und bitter strafte, Haß und Feindschaft gegen ihn. Schade, zur Melancholie geneigt, konnte freilich diese Anfechtungen nicht so muthig und siegreich tragen wie Spener, da er allzu leicht von seinem Gewissen dermaßen geänstigt werden konnte, daß er alles Friedens leer wurde. Auf diese Weise machte ihm denn die Seelensorge wegen der damit verbundenen schweren Verantwortlichkeit vor Gott wahrhafte Pein, so daß er manche Nacht, besonders zwischen Sonnabend und Sonntag, wo er vorher im Beichtstuhle gesessen hatte, mit Aengsten und Jammern zubrachte. Kein Trost, kein Zuspruch, selbst aus Spener's Munde, konnte dagegen Etwas ausrichten. Im Jahre 1696 nahm dieser traurige Gemüthszustand so sehr zu, daß seine Collegen übereinkamen, ihn der Sorge des Beichtstuhles insoweit zu überheben, daß sie ihm die Sacristei dazu überließen, wo er ungestört mit jedem einzelnen Beichtenden reden konnte; auch nahmen sie ihm die Sonntags-Frühbeichte ab, welche ihm die allerschwerste war. Aber auch das half nichts, denn im Sommer des genannten Jahres ließ der geängstigte Mann ganz heimlich und ohne Censur ein kleines Schriftchen unter dem Titel: „Ich suchte Hilfe bei den Menschen und fand keine," drucken, in welchem er die bestehende Einrichtung des Beichtwesens auf das Schmählichste herabsetzte, dasselbe einen Satansstuhl, Feuerpfuhl, und dergleichen nannte, und die lutherische Kirche zu der babylonischen Hure in der Offenbarung rechnete. Als Spener endlich durch einen guten Freund dies Schriftchen zu sehen bekam, war er vor Schreck darüber fast des Todes. Spener eilte nun, die Sache zu unterdrücken, aber das Büchlein war schon in zu vielen Händen und machte fast überall böses Blut, besonders da Schade diese seine Ansichten von der zu wenigen Strenge im Beichtwesen auch in seinen Predigten zur Sprache brachte. Aber

der geängstete Diaconus ließ sich dadurch nicht irren und führte eigenmächtig eine andere Art der Beichte ein. Er wußte seine Beichtkinder dahin zu bestimmen, daß sie mit ihnen in der Sacristei zusammen kamen; hier ermahnte er sie auf das Beweglichste, kniete mit ihnen nieder, und sprach ihnen die Beichte vor, stellte dann eine ausführliche Prüfung an, setzte auseinander, wie sie allein würdig zum heiligen Abendmahle sich schicken könnten, sprach die Absolution im Allgemeinen aus und entließ sie dann mit seinem Segen. Dies that er zwei Sonnabende nach einander. Obgleich daran nichts weniger, als Etwas unchristliches war, so erregte doch diese eigenmächtige Neuerung unter den Geistlichen wie unter der Bürgerschaft eine große tumultuarische Bewegung, besonders da damals die Streitigkeiten mit den Reformirten noch nicht völlig erledigt waren, und die lutherischen immer in Furcht waren, sie möchten von diesen in ihren Rechten gekränkt werden. Die Bürgerschaft klagte bei dem Magistrat und verlangte, Schade solle entweder sein Amt niederlegen, oder die Beichthandlung nach voriger Ordnung üben. Beides verweigerte aber der Diaconus, weil sein Gewissen ihm weder das Eine noch das Andere erlaube.

Bereits am 7. August 1695 hatte Spener bei Gelegenheit des Bußtags von dem rechten Gebrauche und den Mißbräuchen des Beichtwesens in der evangelischen Kirche gepredigt, um durch schriftgemäße Aufklärung der Aufregung ein Ende zu machen. Später, abermals an einem Bußtage den 3. März 1697 hatte er dasselbe gethan, um den Leuten die falsche Zuversicht zu benehmen, nach welcher sie auf das bloße Werk der Beichte und Theilnahme am heiligen Abendmahle, ohne wahre Buße, genug gethan zu haben wähnten. Er bat deshalb um Mitleiden mit dem armen Prediger, der lediglich aus Gewissensangst also handele. Aber Schade selber unterhielt durch seinen fortgesetzten Angriff gegen das übliche Beichtwesen die Unruhe in den Gemüthern, und die Forderung, den Diaconus seines Amtes zu entsetzen, wurde immer lauter und leidenschaftlicher.

Die Streitsache wurde vor einer von dem Churfürsten dazu ernannten Commission, zu der auch Spener gehörte, verhandelt. Zeugen traten für und gegen Schade auf,

der sich aber mit solcher Festigkeit und Sicherheit vertheidigte, daß ihn Niemand des Unrechts zeihen konnte. Das Auffallendste war dabei, daß eine Deputation der cölner Bürgerschaft völlige Freiheit vom Beichtstuhle verlangte, also, daß es in Jedermanns Belieben gestellt werden sollte, ob er vor dem Genusse des heiligen Abendmahls beichten wolle oder nicht. Ehe der Churfürst in dieser Sache entschied, bemühte sich Spener am 19. Trinitatissonntage des Jahres 1697 (den 10. October) in Erklärung des Evangelii von dem Gichtbrüchigen und der ihm vom Herrn ertheilten Vergebung der Sünden, die herrschend gewordenen falschen Ansichten zu widerlegen, und die streitenden Partheien zum Frieden zu ermuntern.

Aber vergebens! Selbst der am 24. Juli 1698 plötzlich erfolgte Tod des Diaconus Schade brachte keine Ruhe. Erst ein churfürstliches Rescript vom 16. December 1698, welches allerdings, unter der Bedingung der persönlichen Anmeldung beim Beichtvater zur Theilnahme am heiligen Abendmahl, die erbetene Freiheit vom Beichtstuhle gewährte, brachte nach und nach die erhitzten Gemüther wieder zur Ruhe.

Das Schmerzlichste aber für Spener war, daß allgemein das Gerücht entstand, er sei an diesem Allen schuld und habe Schade dazu aufgefordert; Spener hatte zwar dies Gerücht in einer öffentlichen Predigt widerlegt und unumwunden seine Mißbilligung über Schades Neuerung ausgesprochen; aber der Verdacht blieb doch. Und dieser Verdacht fraß wie ein Wurm an seiner Seele und an seinem Leben, und blieb der einzige finstere Schatten, der über sein sonst bei allen andern Kränkungen doch heiteres Leben bis zu seinem Tode ausgebreitet lag.

In Sachsen hatte man Spener nichts weniger als vergessen; die Zahl der durch ihn zum neuen Leben in Christo erweckten Seelen war so groß und so kräftig, daß keine Verleumdung im Stande war, sein Andenken zu schwächen. Oben an stand die edle Churfürstin Anna Sophia, die bereits wenige Monate nach Spener's Abgang nach Berlin, durch den am 12. September 1691 plötz-

lich erfolgten Tod ihres erlauchten Gemahles Johann Georg III., Witwe geworden war, und seitdem auf ihrem Witwensitze Lichtenburg bei Prettin, ein frommes zurückgezogenes Leben führte. Spener blieb ihr Beichtvater, indem sie nicht allein einen fleißigen Briefwechsel mit ihm unterhielt, sondern ihn auch noch oft nach Lichtenburg berief, um aus seinen Händen das heilige Abendmahl zu empfangen. Auch an den Churprinzen hatte Spener, sogleich nachdem ihm der Tod des Vaters bekannt geworden war, ein wahrhaft beichtväterliches Schreiben von Berlin aus gerichtet, und ihm offen und ehrlich die blutenden Wunden des sächsischen Kirchen- und Schulwesens aufgedeckt, und alle Gefahren geschildert, welche den Hof und das Land treffen müßten, wenn nicht wahre Gottesfurcht in Beide käme.

Bald nun nach dem Regierungsantritt Johann Georg IV. war man im Consistorio darauf bedacht, Spener nach Dresden zurückzurufen; doch zerschlug sich diese Angelegenheit für jetzt. Als nun aber auch Johann Georg IV. und zwar nach zwei und einhalbjähriger Regierung als ein junger Mann von 25 Jahren seinem Vater in den Tod folgte, und nun unter dem Regimente des Churfürsten Friedrich August ganz andere religiöse und politische Verhältnisse eintraten, geschah es besonders auf Rath der Churfürstin Mutter, daß das Ober-Consistorium in den Jahren 1698 und 1699 an eine Zurückberufung Speners nach Dresden ernstlich dachte. Dieser, davon unter der Hand benachrichtigt und ausgeforscht, erschrack nicht wenig über diesen Plan; indeß erklärte er sich weder dagegen noch dafür, sprach aber für den Fall, daß man ernstlicher daran denken wolle, einige Bedingungen aus, unter welchen er dem sonst göttlichen Rufe zu folgen, trotz seines hohen Alters, sich entschließen würde. Dazu gehörte die Erlaubniß, außer der Schloßkapelle auch zuweilen in einer Stadtkirche zu predigen, völlige Freiheit zu seinen katechetischen Examen, Einfluß auf Besetzung von Pfarrstellen mit christlich gesinnten Männern, Schutz und Sicherheit gegen die Angriffe der Geistlichkeit, besonders der wittenberger Theologen. Auch verhehlte er keineswegs, daß bei der noch fortdauernden Feindschaft der meisten sächsischen Geistlichen gegen ihn, so wie bei den gehässigen Vorurtheilen über den Pie-

tismus, als dessen Vertreter und Führer er überall angesehen wurde, seine Wiederberufung leicht Veranlassung zu größeren und gefährlicheren Unruhen, als bisher, geben könnte und sprach das herzliche Verlangen aus, seine letzten Jahre frei von solchem Kummer zu verleben. Und so kam es denn, daß die Sache sich abermals wieder zerschlug; und Spener dankte aufrichtig seinem Gott, daß er dieser neuen schweren Prüfung ihn überhoben habe.

Bei der schwächlichen Körperconstitution und den unaufhörlichen schweren Aergernissen, die so tief am Marke des Lebens nagen, war es ein sichtbarer Gnadenschutz Gottes, daß der theure Gottesmann noch ein so hohes Alter erreichte. Oft war ihm, bei immer wiederkehrenden Kränklichkeiten, der Gedanke gekommen, daß sein Ende nahe sei, aber der Herr half ihm immer wieder auf und ließ ihn mit neuem Muthe an seine Arbeit gehen. Bereits schon von seinem 25. Lebensjahre an hatte er, in Folge seines zu anhaltenden Sitzens am Schreibtische, an periodischem Kopfweh gelitten, das zwar nicht zu heftig wurde, auch bald wieder verging, aber doch regelmäßig wiederkehrte. Weit entfernt, sich darüber zu beklagen, war er schon innigst dankbar, daß dieser Schmerz (der allerdings ihn, so lange er wüthete, zur Arbeit unfähig machte) bald vorüberging. „Vielleicht," meinte er, — „weil Gott sich meines armen Dienstes noch gegen Andere gebrauchen will; denn zu meiner eignen Seelen Reinigung und geistlichen Wachsthum möchte ein weiterer und länger anhaltender Schmerz mir wohl dienlicher sein!" — Im Jahre 1701 jedoch, im 66. Jahre seines Lebens, merkte er eine bedeutende Abnahme seiner Leibeskräfte, so daß er sich genöthigt sah, seinen König um einen Adjunct zu bitten, der ihm auch, in der Person eines gewissen Blankenberg, gegeben wurde.

Im Jahre 1702, in seinem 68. Lebensjahre, äußerte er noch mit besonderen Danke zu Gott, daß er vor vielen Andern, die mit ihm in gleichem Alter ständen, noch so viele Kräfte an Gemüth und Leibe behalten habe, daß er seine Amtsverrichtungen und wöchentlich seine zwei Predigten ungehindert verrichten und den ganzen Tag in seiner

Arbeit ausharren könne. Nur darin spürte er eine Abnahme seiner Kräfte, daß bereits schon seit Jahren her, seine rechte Hand etwas schwerfällig wurde, und er jetzt mehr als noch einmal so viel Zeit zu seinen Schriften brauchte. Daher kam es, daß jetzt von den so vielen Briefen, die täglich an ihn eingingen, die meisten unbeantwortet liegen bleiben mußten. Im selben Jahre belief sich die Anzahl der Briefe, die er nicht beantworten konnte, auf siebenhundert.

Am 3. Sonntage nach Trinitatis des Jahres 1704 predigte Spener über das gewöhnliche Evangelium Luc. 15, v. 1—10 und zeigte darin, wie Christus die Sünder zur Buße und Gnade annehme. Und diese Predigt war seine letzte; in doppelter Hinsicht merkwürdig, einmal, weil er in Frankfurt nach Erstehung von seinem fast achtmonatlichen Krankenlager und mit einem neuen Leben von Gott begnadigt, mit diesem Texte zum ersten Male wieder die Kanzel bestiegen hatte, mit welchem er nun dies damals neugeschenkte Leben im Weinberge Gottes beschließen sollte. Sodann traf es sich allerdings sonderbar, daß Spener mit dieser letzten Predigt genau in Berlin dieselbe Zahl seiner Predigten erreichte, als er deren in Frankfurt gehalten hatte, nämlich zwölf hundert sechs und sechszig. Auch noch ein anderer Umstand erschien ihm und seinen Freunden merkwürdig. Er hatte seit einigen Jahren über die Bibelsprüche gepredigt, welche Johann Arnd den Capiteln seiner Bücher vom wahren Christenthume vorgesetzt hat. Er war damit bis auf das Schlußcapitel des dritten Buches gekommen, welches auf Grund der Stelle: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, und folget mir nach, der ist mein nicht werth.“ (Matth .10, v. 38) — vom Geheimnisse des Kreuzes handelt, wie wir dadurch zu Gott gezogen werden. Während der Arbeit an dieser Predigt wurde er krank, so daß sie unvollendet blieb. „Gott will mir damit anzeigen“ — sagte er nun, „daß ich nicht predigen soll, was ich nicht erfahren habe, nämlich von dem Nutzen und den Pflichten des Kreuzes der Gläubigen, was wir doch nur aus der Erfahrung lernen können!“ —

Wie also nun der fromme Mann gewohnt war, in allen Dingen nach Gott zu fragen, und auch in der geringsten Führung seines Lebens die Spuren göttlicher Weisheit

aufzusuchen, so konnte es nicht fehlen, daß dieser Umstand ihn in der Hoffnung, bald daheim zu sein bei dem Herrn, gar sehr bestärkte. Und doch blieb ihm die Hoffnung noch über ein halbes Jahr unerfüllt.

Zu genannter Zeit, Anfangs Juni 1704, überfiel ihn eine große Schwäche, über welche er zu einem seiner theuersten Freunde, dem Baron Carl Hildebrand von Canstein, der später sich um die Bibelverbreitung unvergängliche Verdienste erworben hat, mit Sicherheit aussprach, daß nun das Ende seiner Tage herannahe. Er erbat sich von diesem das vortreffliche Buch: Rivet's letzte Stunden, das er schon in seiner Jugend einmal gelesen hatte. Er bekannte dann, daß er in den vergangenen zehn Tagen seiner Krankheit aus diesem Buche mehr Theologie gelernt habe, als in den fünfzig Jahren seiner theologischen Laufbahn. Am 11. Juni ließ er seine sämmtlichen Collegen an der St. Nicolaikirche, die Prediger und Diaconen Blankenberg, Schindler, Cunow und Rau, vor sein Bette kommen, um ihnen, nach dem Drange seines Herzens und Gewissens, sein Glaubensbekenntniß abzulegen, damit sie nach seinem Tode erforderlichen Falles davon Zeugniß geben könnten. Er dankte nun zunächst Gott, daß er ihn von evangelischen und christlichen Aeltern habe lassen geboren und erzogen werden, weil er nur dadurch allein so früh in seiner Jugend einen guten und rechten Begriff von der evangelischen Wahrheit bekommen habe, welcher er treu geblieben sei bisher, und bis an's Ende treu bleiben wolle. „Ich bekenne mich — fuhr er dann fort — von ganzem Herzen zu den symbolischen Büchern, in welchen der Glaube unserer evangelischen Kirche enthalten ist. Ich habe diesen Glauben auch in meinen verschiedenen Schriften bekannt und nur in einem Stück Anfangs geschwankt, nämlich darin, daß ich, der Ansicht meines seligen Lehrers Dannhauer zufolge, eben sowohl an bessere Zeiten für die Kirche, wie an der Bekehrung der Juden zweifelte. Aber zwei meiner Collegen in Frankfurt veranlaßten mich, der Sache weiter nachzudenken, und so ist mir denn die Ueberzeugung geworden, daß die Hoffnung auf Beides im Evangelio gegründet ist. So glaube ich auch an den Eintritt des tausendjährigen Reiches, obgleich ich die einzelnen Umstände und Vorfälle, welche damit in Verbindung gebracht werden,

nicht verstehe und begreife, denn es ist gewiß, daß diese Lehre in keiner Weise mit den symbolischen Büchern, also auch nicht mit dem siebzehnten Artikel der augsburger Confession*) in Widerspruch steht. Ich glaube, daß Gott auch außer der evangelischen Kirche noch die seine habe; denn der Herr Jesus Christus würde ein armer Heiland sein, wenn er nicht mehr Seelen hätte, die ihm angehörten, als die in der sichtbaren evangelischen Kirche sich befinden. In Bezug auf meine im Jahre 1669 zu Frankfurt gehaltene Predigt über die falschen Propheten, bekenne ich, daß ich darin zu heftig gewesen bin, und unrecht gethan habe. Auch habe ich später gefunden, daß die darin gebrauchten Gründe nicht zulänglich sind, abgesehen davon, daß sie zur Verfolgung Anderer, ja selbst von Seiten der Papisten zur Verfolgung der Protestanten gemißbraucht werden können. Ich sage mich also hiermit von dieser Predigt los; und daß erst neulich wieder in Stockholm von dieser Predigt ein Abdruck erschienen ist, ist gegen meinen Willen geschehen."

„Mein Amt habe ich zwar mit aller Treue zu verrichten getrachtet, doch bekenne ich vor Gott, daß ich Vieles darin versäumt habe, was mir der Herr gnädig vergeben wolle. Die spezielle Seelensorge, wie ich sie in Frankfurt ausüben konnte, halte ich für das Kleinod im Predigtamte, ob ich gleich darin Das nicht erreicht habe, wonach mein Ziel gerichtet war. Zu Dresden und hier bin ich von dieser Sorge verschont geblieben; ob mir dies aber vor Gott gut ist, darüber erwarte ich blos die göttliche Barmherzigkeit." —

Hierauf versicherte er seinen Collegen, daß er sie Alle von Herzen lieb gehabt und treulich für sie gebetet habe; auch würden sie ihm wohl das Zeugniß geben, daß er seine Autorität über sie niemals anders, als in aller Milde und Gelindigkeit gebraucht habe, obwohl zu gewissen Zeiten ein größerer Ernst nöthig gewesen wäre; doch habe der Erfolg gezeigt, daß er mit gelinden Worten mehr ausgerichtet, als mit scharfen.

Er dachte dann auch an seinen Amtsnachfolger, und bat die Umstehenden, ihm in aller Liebe und Freundschaft zu Willen zu sein. Er ermahnte sie zur Liebe unter ein=

*) Dieser Artikel handelt von Christi Wiederkunft zum Gerichte.

ander selbst und zur wahren herzlichen Eintracht, und bat sie, besonders hinsichtlich der Accidentien keine Aergernisse und Mißverständnisse unter sich aufkommen zu lassen, um so viel als möglich Mißdeutungen in der Gemeinde dadurch abzuwenden.

„Auch," fuhr er fort, „bitte ich, so ich Jemanden unter euch sollte beleidigt haben, denselben um herzliche Vergebung. In meiner Seele habe ich mich niemals auf meine eigene Gerechtigkeit verlassen. Zwar hat man mir die Ehre angethan, mich, weil ich von Jugend auf einen stillen, zurückgezogenen Lebenswandel führte, Andern zum Exempel vorzustellen, aber dies ist nichts, als Pauli pharisäische Gerechtigkeit; ich habe Nichts, Nichts, Nichts, als nur die Barmherzigkeit Gottes in Christo Jesu, darauf ich mich verlasse. Von allem Guten, das etwa durch mich geschehen ist, rechne ich mir selbst nichts zu; mir gebührt nichts davon, als was daran fehlet." —

Hierauf erwähnte er noch alle Die, welche gegen ihn geschrieben und ihm so vielfach wehgethan hatten; er versicherte aber, daß er wider sie nichts in seinem Herzen habe; ja er wünsche ihnen von Grund der Seele, daß sie weit, weit vor ihm in die Herrlichkeit möchten kommen, und bat seine Collegen, daß sie nach seinem Abschiede Dessen Zeugen sein sollten. Als sie ihn trösten wollten, daß er ja wieder gesund werden könnte, antwortete er: „Ja ich weiß wohl, daß Gott Todte auferwecken und gesund machen kann, auch weiß ich, daß hundert, ja wohl tausend christliche Freunde für mich beten, aber den Rath Gottes weiß ich doch nicht."

Noch äußerte er, daß er anfangs Willens gewesen sei, seine Beichte zu thun, was er aber noch aufschieben wolle, doch würde dieselbe nichts anders sein, als sein gegenwärtiges Bekenntniß. Und dann schloß er mit einem herzlichen Seufzer zu Gott, er möge ihn vor seinem Ende noch einmal mit einem recht innigen Troste und beseligender Erquickung, wenn auch nur eine Viertelstunde lang, begnadigen. Und dieses Gebet sollte ihm auch erhört werden.

Freilich noch nicht sogleich; denn es war Gottes Wille, daß der theure Mann noch einmal von seinem Sterbelager erstehen sollte, obgleich nicht zum Wiederantritt seines Amtes, sondern fast nur, um die letzte Hand an eine Schrift zu legen, in welcher er das Zeugniß von der ewigen

Gottheit unseres Herrn Jesu Christi vertheidigte. Diese Schrift, die letzte seiner Arbeiten zur Ehre unsers Herrn und seines Reiches, hatte er nur bis zum Anfange des sechsten Capitels fortgeführt, als ihn seine Krankheit überfiel, und da er ganz bestimmt sein Ende nahe glaubte, hatte er bereits die schriftliche Verfügung getroffen, daß das unvollendete Werkchen an die theologische Facultät in Halle gesendet werden solle, damit diese den Schluß dazu setzen lasse. Als er nun mit Ausgang Sommers seine Kräfte wieder in etwas gestärkt fühlte, ging er sogleich an die Vollendung dieses Tractates, und betrieb dieselbe mit ungewöhnlicher Eile, weil er, wie er sich mehrere Male gegen seine Freunde aussprach, die sichere Ahnung hatte, Gott würde ihn, sobald er dies Werk würde geschlossen haben, aus dieser Zeitlichkeit abfordern.

Auch vollendete er in dieser Zeit noch die Niederschrift seines Lebenslaufes, eine kurze Schilderung seines äussern Lebens, wie solche gewöhnlich bei dem Begräbnisse nach der Leichenpredigt in der Kirche von der Kanzel abgelegt wird. Weil der demüthige Mann nämlich fürchtete, es möchten bei seinem Begräbnisse von dem Prediger mehr Lobeserhebungen in seinen Lebenslauf mit eingeflochten werden, so wollte er diesem dadurch zuvorkommen, daß er ihn selbst aufsetzte. Demselben legte er einen Zettel mit dem Inhalte bei: „Dieses Folgende ist von mir bedächtiglich und mit herzlicher Prüfung vor Gott zu unterschiedlichen Malen aufgesetzt worden, zu dem Ende, daß dasselbe anstatt der Personalien von Wort zu Wort abgelesen und abgedruckt werden möge. Demgemäß bitte ich hierdurch, wenn ich nicht mündlich solches noch thun kann, die Meinigen und Denjenigen, welcher mir etwa die Leichenpredigt halten mag, herzlich und um Gottes willen, dies mein Verlangen zu erfüllen und nichts darin zu ändern; auch keine Lobeserhebungen, welchen ich hierin selbst widersprochen habe, sondern allein die Erzählung von meinem Abschiede noch hinzuzufügen. Ich getröste mich der gewissen Gewährung meiner Bitte von Seiten Derer, welchen die Erfüllung ihrer eignen Wünsche am Herzen liegt. Der Herr aber sehe meine Seele in Gnaden an um das Blut Jesu."

Wie sich nun in Speners ganzem Leben göttliche Winke und Fingerzeige oft auf wahrhaft wunderbare Weise offen-

barten, so sollte dies auch mit dem Anzeichen seines Todes geschehen. Es war in den ersten Tagen des Januar 1705, als er an seinem Arbeitstische saß, beschäftigt, einem lieben Freunde den Tod eines andern christlichen Freundes zu melden. Wie er nun im Schreiben an das Wort: Tod kam und den ersten Buchstaben davon geschrieben hatte, überfiel ihn plötzlich eine solche völlige Schwachheit, daß er die Feder niederlegen, von seinen Sessel aufstehen und sich zu Bette begeben mußte. Und dieser Brief blieb auch unvollendet.

Am 13. Januar 1705 beschloß er sein siebenzigstes Lebensjahr. Als die Wanduhr die fünfte Abendstunde schlug, um welche er geboren worden war, traten auf einmal Thränen der tiefsten Rührung in seine Augen und er sprach im lauten Beten Gottes Lob und Dank aus für alle Gnade, die der treue Gott ihm von Mutterleibe erwiesen hatte. Er legte zugleich das Bekenntniß seiner vielen Sünden ab und bat mit der Demuth des allergeringsten Knechtes um Verzeihung. Seine Seele ward so weich, daß er es mit den rührendsten Worten beklagte, wie er dem Werke Gottes so wenig, ja gar nichts genützt und die größte Zeit seines Lebens nicht zu Gottes Ehre und Verherrlichung verwendet habe. Einen wahren Trost fand er dagegen in der Ueberzeugung, daß er Niemanden auf Erden habe, gegen welchen er feindlich gesinnt wäre; und als seine Hausfrau fragte, ob er auch Denen, welche ihn so sehr in Wort und Schrift beleidigt hatten, herzlich vergeben hätte, antwortete er: „Ach ja und ich wünsche, daß Gott sie bekehren möge! —“

Noch einmal kräftigte er sich in dieser letzten Krankheit so weit, daß er, wenn auch mühsam genug, im Stande war, zu schreiben. Und dies that er in einem Briefe an seinen königlichen Herrn Friedrich I. Er nahm als ein Sterbender Abschied von ihm, dankte ihm für alle bisher so unverdient empfangene Gnade, für sich und die Seinen, sprach dem Könige seinen herzlichsten Dank aus für alle seine treue Vorsorge für die Kirche Christi, besonders für die Aufnahme der durch die Aufhebung des Edictes von Nantes aus Frankreich vertriebenen Reformirten in seinen Landen, legte, wie wir schon erzählt haben, die weitere christliche Sorge für die Universität zu Halle an das landesvä-

terliche Herz, und bat zugleich für seine Witwe und seine Kinder um Fortdauer der bisherigen Unterstützung.

Dies war sein letztes Schreiben. Denn als zwei Tage darauf, am 27. Januar, seine Hausfrau ihm das Essen brachte, wies er dasselbe mit den Worten zurück: „Ich will nicht mehr essen und trinken, ich bin nahe an der Ewigkeit.“

Diese Weigerung war zwar nur ein augenblicklicher Widerwille gegen leibliche Nahrung, weil seine ganze Seele mit dem Gedanken an die Ewigkeit erfüllt war; doch glich er wirklich von diesem Augenblicke an einem vom Sturm gebrochenen Baume, der noch eine kurze Zeit grünt, obgleich das Lebensmark vertrocknet ist. Seine Krankheit war ziemlich ganz schmerzlos, er aß und trank noch, er hatte noch einen guten Schlaf und rühmte es täglich, wie der treue Gott so gütig mit ihm umgehe. Die Freudigkeit und Bestigkeit seines Glaubens wankte auch nicht einen einzigen Augenblick, wie es sonst wohl geschehen ist, daß gerade die treueste Seele in der Nähe des Todes von manchen Zweifeln und Bedenken, ja von Unruhe und Angst heimgesucht worden ist. Das Einzige, was ihm wie ein schmerzlicher Vorwurf die Seele belastete, war, daß er sich einige Male über die Dürre seines innern Menschen beklagte, worunter er die Armuth an erbaulichen Gedanken verstand. Er gedachte dabei an seinen frühern Collegen, den Diaconus Schade, der auf seinem Todesbette an Ermahnungen und Tröstungen Derer, die ihn besuchten, unerschöpflich gewesen war. „Schade war,“ — sprach er, — „wie ein Gefäß voll Most; wo man auch dasselbe anbohrte, so quoll der Most heraus. Wer mich aber um solches Nutzens für seine eigne Seele willen besuchen will, der ist betrogen; ich vermag nichts von Dem, sondern bin ein harter, trockner Klotz, und habe kein anderes Wort, als daß ich mich als ein Kind bloß auf die Barmherzigkeit meines himmlischen Vaters dahin gebe und verlasse. —“

Das war nun freilich wohl die Sprache der tiefsten Demuth. Denn alle Diejenigen, die ihn besuchten, besonders der Baron v. Canstein, bezeugten, daß eben diese Demuth, seine Geduld, seine Stille und Gelassenheit, mit welcher er sich dem Willen Gottes unterwarf, allen Umstehenden

zu einer ganz besonderen Erbauung und Stärkung gedient hätten, obgleich er nichts oder nur wenig mit ihnen hätte reden können. Der Baron v. Canstein bezeugt ferner, daß Spener gerade mit ihm in Bezug auf die Hoffnung besserer Zeiten in der Kirche Einiges geredet habe, dessen Inhalt so bedeutsam gewesen sei, daß er es Niemandem offenbaren könne und es deshalb mit in sein Grab nehmen werde. Einmal bekannte Spener auch, daß er die ganze Zeit seines Lebens über in der Arbeit seine Ruhe gefunden, und daß ihn Gott mit einer ungewöhnlichen Ausdauer in der Thätigkeit begnadigt habe. Deshalb fühlte er sich auch in der langen Zeit seiner leiblichen Schwachheit eben auf der empfindlichsten Seite ergriffen, nämlich, daß er darin von allem gewohnten Thun und Wirken ablassen mußte und ihm nichts zu thun übrig geblieben war, als die Namen Derjenigen, die er sonst im Gebete ausführlich und nach eines Jeden Bedürfnisse dem Herrn empfohlen hatte, nur noch im Stillen zu nennen, um sie auf diese Weise noch vor Gott zu bringen. Doch gestand er, daß das Wort der Schrift: „Ob unser äußerlicher Mensch verweset, so wird der innerliche von Tag zu Tage erneuert (2 Cor. 4, 16.)," auch an seinem Herzen wahr werde. Großen Trost fand er aber besonders in den beiden Liedern:

Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ,
Ich bitt', erhör' mein Klagen rc.

und in dem schönen Liede von Johann Schneesing:

Allein zu dir Herr Jesu Christ,
Mein Hoffen steht auf Erden rc.

Am 4. Februar nahm seine Schwachheit so sehr zu, daß man stündlich auf seinen Tod gefaßt sein konnte. Indessen blieb er von allen Schmerzen verschont, nur die eine Hand war wie von gichtischen Leiden gekrümmt; auch sein Geist blieb ungetrübt. Zu seiner Seelenstärkung ließ er sich das siebzehnte Capitel aus dem Evangelio Johannis, das hohepriesterliche Gebet des Herrn, dreimal vorlesen; er konnte seine durstende Seele an diesem Gebete unsers Heilandes nicht genug sättigen. Es war ihm dies das herrlichste Ca-

pitel im ganzen neuen Testamente; und doch hatte er sich niemals entschließen können, darüber zu predigen — „er verstünde es nicht," — äußerte er sich darüber — „und das rechte Verständniß desselben übersteige auch das Maß des Glaubens, welches der Herr den Seinen auf ihrer Wallfahrt mitzutheilen pflege! —"

Mit den umstehenden Freunden redete er Vieles über Simeons Abschiedsworte im Tempel, freilich mit schwacher Stimme, daher auch nicht Alles verstanden werden konnte. Dagegen hörte er mit der größten Theilnahme alle Reden an, welche seine Freunde an ihn hielten, und segnete sie Alle einzeln mit kurzen Worten. Gegen Abend sandte ihm Gott einen ruhigen Schlaf, der fast ohne alle Unterbrechung bis zum Anbruch des Tages dauerte. Als er erwachte, bat er um einige Nahrung, die er auch genoß; dann ließ er sich aus dem Bette auf einen Stuhl setzen. Als man ihn aber wieder in's Bett zurücklegen wollte, ward er unvermuthet starr und schwer; seine Augen schlossen sich, Hände und Füße streckte er gerade von sich, und so, ohne die geringste Zuckung, ohne den leisesten Schmerzenslaut starb er unter den Händen der Seinigen — Sonntags früh, den 5. Februar 1705, seines Alters 70 Jahr und 12 Tage*).

Am 12. Februar wurde er, nicht wie es bisher Sitte war, sondern seinem Wunsche zufolge, auf einem von ihm selbst erwählten Orte auf dem Kirchhofe zu St. Nicolai zu seiner Ruhestätte gebracht. Der Propst zu Cöln, Dr. Lichtscheid, hielt dabei eine Rede über die Worte: „Mein Knecht Mose ist gestorben," und drei Tage darauf hielt ihm sein Adjunct Blankenberg die Gedächtnißpredigt über Röm. 8, V. 10: „So aber Christus in euch ist, so ist der Leib zwar todt um der Sünde willen, der Geist aber ist das Leben um der Gerechtigkeit willen. —" Auch diesen Leichentext hatte der fromme Mann sich selber gewählt, und die Anordnung dazu schriftlich hinterlassen; dagegen hatte er alle Ehrenbezeugungen, Leichengedichte und Aehnliches sich ernstlich verbeten. Auch hatte er verboten, ihn in seinem Sarge schwarz zu kleiden, oder dem Gebrauche

*) Da Spener den 13. Januar geboren war und den 5. Februar starb, so liegen eigentlich zweiundzwanzig Tage dazwischen. Es sind aber die zehn Tage abzuziehen, welche durch die im Jahre 1699 erfolgte Einführung des gregorianischen Kalenders ausgefallen waren.

gemäß, den Sarg schwarz anzustreichen. „Ich habe“ — waren seine Worte — „Zeit meines Lebens über den Zustand der Kirche genug getrauert; da ich nun in die triumphirende Kirche eingehe, so will ich durch ein weißes Sterbekleid und durch einen hellen Sarg bezeugen, daß ich in der Hoffnung einer Besserung der Kirche auf Erden sterbe.—“

Nachdem wir unsern theuren Spener in seinen äußeren Schicksalen, in seinem amtlichen Wirken für das Reich Gottes kennen gelernt haben, bleibt uns nun noch übrig, einen Blick in sein häusliches Leben und auf den Eifer zu thun, mit welchem er an seinem eignen Seelenheile, so wie an dem seiner Familie arbeitete.

Im christlichen Sinne des Worts bestand sein tägliches Leben nur in Gebet und Arbeit, und das in solcher strengen Ordnung, wie sie nicht leicht bei einem andern Menschen gefunden wird. Täglich früh und abends ohne Ausnahme, betete er mit seinem ganzen Hause und brachte in diesem Gebete vor Gott auch das Wohl und Heil vieler Städte, Länder, Königreiche, fürstlicher Personen und Obrigkeiten, deren Besserung ihm besonders am Herzen lag. Dies Hausgebet, in welchem er von Zeit zu Zeit bei eingetretenen Veränderungen Zusätze machte, wurde durch den Druck bekannt gemacht. Aber dies war nicht etwa das einzige tägliche Gebet. Ehe er mit seinen Hausgenossen zur Morgenandacht zusammen trat, betete er zuerst für sich allein in dunkler Kammer: eben so verrichtete er für sich sein Tischgebet, ehe er in Gemeinschaft mit den Uebrigen betete und zwar folgendes:

„Allmächtiger, großer Gott, getreuer lieber Vater! Dir sei demüthiger Dank gesagt für deine ewige Liebe, für deine ewige Bestimmung deines Sohnes, für deinen ewigen Gnadenrath, für die Schöpfung der Welt und aller Creaturen, auch für die Erhaltung und Regierung derselben, besonders, daß du auch mich zu einem vernünftigen Menschen geschaffen, mir Leib und Seele und alle Glieder, Sinne und Kräfte verliehen, auch so viele Jahre bisher mich erhalten hast. Ach, wie viel hunderttausend Menschen sind in der Welt, welche nicht den hundertsten Theil Dessen empfangen

haben, was ich Undankbarer genossen habe. Du bist ja in Allem väterlich mit mir verfahren; du hast unzählig viele Gefahren, die mich treffen sollten, von mir abgewendet, in andern mich geschützet und daraus gerissen, im Geistlichen und Leiblichen mich mit Allem nicht nur nach Nothdurft, sondern überreichlich versorget, auch mich niemals anders, als mit väterlicher Art gezüchtiget, welches Alles ich dir nicht genugsam danken kann. Ach vergieb mir aber gnädiglich alle gegen dich begangene Sünden und Ungehorsam um deines gehorsamen Kindes Jesu willen. Schließ mich nicht aus deiner väterlichen Huld, noch aus dem Erbe, in welchem ich zwar gern der Letzte sein will. Stärke mich an meinem innern Menschen! Mit dem äußern Menschen schicke es nach deinem Wohlgefallen!

Herr Jesu Christ, ich sage dir demüthigen Dank für deine ewige Liebe, deine Menschenwerdung, Geburt, für dein heiliges Leben, deinen Gehorsam, für dein Leiden, Sterben, Auferstehung und Himmelfahrt, daß du dadurch mich und alle Menschen von Sünden, Tod, Teufel und Hölle erlöset hast, auch noch bis daher dein Amt zur Rechten des Vaters, als ein König, Hoherpriester und Prophet verwaltet hast und noch verwaltest. Du hast dein Reich auf Erden aufgerichtet und wider die Feinde beschützet, auch mich zu einem armen Gliede und Diener desselben verordnet und mir viel Wohlthaten darin erzeiget. Wenn ich aber leider deinen Feinden gedient habe, so bitte ich demüthiglich, daß du mir auch solche Sünde um deines Versöhnungsamtes willen in Gnaden vergeben wollest. Bevestige dein Reich auf Erden und laß es nach deiner Verheißung immer herrlicher durchdringen, auch in mir, daß du in mir wohnest, wirkest, herrschest und überwindest, damit nicht ich, sondern du in mir lebest.

Herr Gott, heiliger Geist, dir sei demüthiger Dank für deine ewige Liebe, für deine Wohlthat der Heiligung, der Wiedergeburt und Erneuerung, und für alles das Gute, woran du an und in mir gearbeitet hast. — Ach vergieb mir doch gnädigst, wo ich solche deine Wirkung entweder nicht in Acht genommen und versäumt, oder gar ihr widerstanden und sie fruchtlos gemacht habe. Wirke darüber wahre Buße in meiner Seele, und sei noch ferner mein Lehrer und Führer, mein Tröster und Erhalter. Vollführe

in mir durch deine Gnade das gute Werk, das du in mir angefangen hast, bis auf den Tag Jesu Christi; es ist ja des Vaters Ehre, es ist des Sohnes Ehre, es ist deine Ehre, daß Solches geschehe! So laß dieselbe nicht sinken, sondern befördere sie an mir kräftiglich! Amen.

Dreieiniger Gott, ich empfehle dir mich selbst, die lieben Meinigen, meine Gemeinde, alle deine gläubigen Kinder, alle Menschen und Creaturen, Amen! —"

Vor dem Abendtischgebete las er in der Regel erst ein Capitel aus der heiligen Schrift den Seinigen vor. Eine ganz eigenthümliche Gebetsordnung hatte er für den Sonntag entworfen.

Nach dem gemeinsamen Morgengebete sang er in seinem Kämmerlein das lutherische Lied:

Jesus Christus, unser Heiland,
Der den Tod überwand,
Ist auferstanden ꝛc.

Nach genossenem Mittagsbrote sang er das Sterbelied von Albinus:

Alle Menschen müssen sterben,
Alles Fleisch vergeht wie Heu ꝛc.

ferner das Lied von Joh. Franck:

Jesus, meine Freude,
Meines Herzens Weide ꝛc.

und das herrliche Trostlied:

Verzage nicht, o Häuflein klein!
Obschon die Feinde willens sein,
Dich gänzlich zu zerstören ꝛc.

Den vierten Vers, der eben so wie der fünfte von einem unbekannten Dichter hinzugefügt ist, und der also endet:

Gott wird dem Feinde nehmen den Muth,
Daß sie sterben in ihrem Blut,
Wirst du mit Augen schauen.

hatte Spener umgeändert in diese Worte:

Gott wird den Feinden nehmen den Muth,
Daß du sie noch in deinem Blut
Bekehret mögest schauen.

Des Abends sang er wiederum mit den Seinen gemeinschaftlich das alte herrliche Lied, über das jüngste Gericht, von Nicolai:

Wachet auf, ruft uns die Stimme
Der Wächter sehr hoch auf der Zinne,
Wach auf, du Stadt Jerusalem ꝛc.

Und zuweilen noch, besonders wenn er an diesem Tage eine Leichenpredigt gehalten hatte, das Sterbelied von Simon Dach:

Ich bin ja, Herr, in deiner Macht,
Du hast mich in das Licht gebracht,
Du unterhältst mir auch das Leben ꝛc.

Aber selbst nach dieser gemeinsamen Abendandacht drängte es ihn noch, in seinem Kämmerlein sich besonders auf den Tod vorzubereiten, durch den Gesang des nicolaischen Liedes:

So wünsch' ich nun ein' gute Nacht
Der Welt und laß sie fahren ꝛc.

und des lutherischen Liedes:

Mit Fried' und Freud' ich fahr dahin
In Gottes Willen ꝛc.

Und außerdem hatte er noch eine ganz besondere Betstunde angesetzt, welche nur der Fürbitte für Andere gewidmet war. Bei diesem Gebete ging er so ängstlich zu Werke, daß er im Beten sein Angesicht nach der Gegend hinwandte, in welcher die Personen lebten. Weil er aber in die Reihe Solcher, deren Seelenheil ihm am Herzen lag, immer Neue aufnahm, wuchs ihre Zahl endlich so groß an, daß er dieselben in mehrere Klassen nach den Ländern und Provinzen ihres Wohnortes zertheilte. Und seine Gewissenhaftigkeit nöthigte ihn hier wieder einen neuen Unterschied zu machen, nämlich zwischen Solchen, welchen die Fürbitte

nach seiner Ueberzeugung mehr oder weniger noth that. So kam es, daß er für Einige die Woche ein Mal, für Andere mehrere Male, für Einzelne alle Tage, für seine liebsten Freunde des Tages drei Mal betete. Und dies Alles ohne Vorwissen der betreffenden Personen. Erfuhr er nämlich, daß Jemand, ihm persönlich bekannt oder nicht, in der Furcht des Herrn lebe, oder sonst auf dem Wege wahrer Besserung sich befinde, so reichte ihm das hin, diese Person sofort unter die Zahl Derer aufzunehmen, für welche er seine Bitten an Gott richtete. Und dabei galt ihm keinerlei Ansehn der Person. Der Fürst wie der Bettler lag ihm mit gleicher Sorge am Herzen, und wenn ein christlicher Freund ihn besuchte oder von ihm Abschied nahm, pflegte er, fast ohne Ausnahme, mit ihm zu beten. Die herzlichste Liebe zu seinen Nächsten, besonders zu den Gläubigen, war der Grund zu dieser Fürbitte und der Antrieb dazu das inbrünstige Verlangen, auf jede christliche Weise das Reich Gottes auf Erden zu befördern. Obgleich Spener nun gleich zu diesen Gebeten gewisse Stunden des Tages vestgesetzt hatte, so traf es sich doch auch oft, daß er mitten in seiner Arbeit, wenn ihm das Herz zu voll ward, aufstand, und im Auf- und Niedergehen sein Gebet verrichtete. Besonders that er dies dann, wenn er, wie in großer, drückender Tagesschwüle, bei der Arbeit ermattete und zu schlafen fürchtete. Die Mißdeutung, daß dieses tägliche, viele Stunden umfassende Gebet, zuletzt wenigstens nur ein äußerliches Werk hätte werden müssen, liegt zwar nahe; aber das Herz des frommen Mannes war Gottes seines Herrn in Wahrheit so voll, daß sein Gebet jederzeit nur die laute Sprache seines innern Menschen mit Gott wurde. Der Geist des Gebetes war ihm in ungewöhnlich reichem Maße verliehen, so daß er, wie kaum Einer unter den Christen, das apostolische Gebot: Betet ohne Unterlaß (1 Thess. 5, V. 17.) und: Betet stets in allem Anliegen, mit Bitten und Flehen im Geiste, und wachet dazu mit allem Anhalten und Flehen für alle Heiligen (Ephes. 6, V. 18.), in Treue und Wahrheit erfüllte.

Und doch gab er hinsichtlich seines Gebetes sich selbst ein anderes Zeugniß. Einer fürstlichen Person, welche sich über Lauheit im Gebete gegen ihn beklagte, antwortete er: „dürfte ich mein armes Exempel anführen, so bestehet alle meine

Andacht meistens mehr in einem Verlangen darnach, als in der Inbrünstigkeit des Gebets selber. Ich habe mich Dessen um so mehr zu schämen, weil ich leider die Ursache an mir selber finde, und zwar in der Zerstreuung meines Gemüthes durch mancherlei äußerliche Hindernisse, die ich leider nicht abändern kann! —" Er fand für diesen Schmerz nur Trost in den Worten der Schrift: „Das Verlangen des Elenden hörest Du Herr (Psalm 10, V. 17.)," weil dieses herzliche Verlangen schon von Gott die Verheißung der Erhörung habe.

Dabei blieb ihm noch des Tages über Zeit genug für seine so vielfachen Arbeiten; er brach es dem Schlafe ab, was er mehr gebrauchte. Dies ist um so bemerkenswerther, als er eigentlich von Natur zum Schlafe geneigt war, und er jedesmal mit aller Gewalt sich daraus aufriß, so daß er, nach seinem eigenen Geständniß, niemals ganz ausgeschlafen hatte und er lange Zeit in seinem Gewissen wirklich unruhig war, als er ein einziges Mal bis früh sieben Uhr geschlafen hatte. Daher mochte es auch wohl kommen, daß sein Schlaf immer ruhig und ungestört war, und er in seinem langen Leben nur von etwa zwei oder drei Nächten wußte, die er theilweise ohne Schlaf zugebracht hatte; und auch das nur, weil ihn die Sorge um die Kirche nicht schlafen ließ. Jahr aus, Jahr ein stand er alle Morgen halb sechs Uhr, des Sonntags aber um vier Uhr auf. Nach der Mittagsmahlzeit stärkte er die matten Glieder dadurch, daß er ein Viertel- oder höchstens ein Halbstündchen lang auf dem Stuhle schlummerte. Diese kurze Ruhe war ihm aber so zum Bedürfniß geworden, daß er schon um deswillen alle Einladungen, außer dem Hause zu speisen, zurückwies. — Ferner gewann er an Zeit dadurch, daß er die täglich nöthigen Leibesbewegungen in seiner Studirstube durch Auf- und Abgehen verrichtete, und dabei entweder las oder seine vorliegenden Arbeiten überdachte. Dasselbe that er auch auf seinen amtlichen Reisen; er las im Wagen so lange, bis er ausstieg. Ja er trieb diese wahre Arbeitssucht so weit, daß er selbst die nöthigen Leibesbewegungen in freier Luft sich nicht erlaubte; so hat er z. B. den Garten hinter seiner Amtswohnung in Berlin in neun Jahren nur zwei Mal besucht, und auch das nur auf einige Augenblicke, nur um eine Arbeit nicht zu unterbrechen. Kleine Wande-

rungen zu Fuße liebte er sehr, doch nur wenn er dies auf amtlichen Wegen abthun konnte. Daher war er niemals dazu zu bringen, in der Stadt sich eines Wagens zu bedienen, selbst unter Regen und Sturm, und bei Schnee und Eis ging er doch beständig zu Fuße, und kam dabei oft in Gefahr, zu fallen. Seine Demuth hatte daran den größten Theil, er schämte sich und hielt sich jeder vornehmen Bequemlichkeit für unwürdig. Mußte er Inspectionsreisen zu Wagen machen, so ging er erst zu Fuße bis übers Thor hinaus, ehe er sich in den Wagen setzte.

Mittags zwölf Uhr war seine gewöhnliche Tischzeit, des Abends aber um acht Uhr. Drei Abende in der Woche, Montags, Mittwochs und Freitags begnügte er sich mit ein wenig Suppe, die er allein auf seinem Zimmer aß, um dadurch an Zeit zur Arbeit zu gewinnen. Er war, was sich wohl bei ihm von selbst versteht, in Essen und Trinken ungemein mäßig und genoß nur die einfachsten Speisen und Getränke. Daher nahm er fast niemals an Gastereien Theil, und ging höchstens in das Haus eines christlichen Freundes, um mit ihm ein einfaches Mahl, und das in so kurzer Zeit als nur möglich zu genießen. Den Wein trank er nur mit Wasser vermischt. Sein Tischgespräch war mehr ernst als heiter und diente deshalb gar Vielen zur Erbauung.

In Betreff seiner Arbeit am Schreibtische, so widmete er derselben den ganzen Vormittag, und nahm nur in dringenden Fällen Besuch an; dagegen fand Nachmittags Jeder Zugang bei ihm, der ihn sprechen wollte. Und das waren größtentheils Fremde, die oft nur um seinetwillen in die Stadt reis'ten, wo er lebte. In der Regel verging der ganze Nachmittag mit diesen Besuchen. Seine Predigten schrieb er ohne Ausnahme wörtlich nieder und trug sie auch wörtlich vor. Ein dreimaliges Durchlesen derselben, ein Mal nach Vollendung des Conceptes, das andere Mal vor Schlafengehen, das dritte Mal unmittelbar vor dem Gottesdienste, genügte, um seine in der Regel sehr langen Reden Wort für Wort auswendig zu lernen. Etwaige Aenderungen beim Vortrage merkte er so gleich nach seiner Nachhausekunft in seinem Concepte an. So gewiß er dabei auch seiner Sache sein konnte, so ging er doch nie ohne Furcht und Angst, stecken zu bleiben, auf die Kanzel; eine Schüchternheit, die er nach seinem eignen Geständnisse noch

nicht überwinden konnte, als er vierzig Jahre lang im Predigtamte gestanden hatte. Dabei dachte er an nichts weniger, als an eine Erleichterung in seinen amtlichen Predigten. Er hat, außer in Krankheitsfällen, niemals für sich predigen lassen, weil er jedesmal, wenn er zu predigen hatte, sich vorstellte, es könne seine letzte Predigt sein, welche er seiner Gemeinde nicht entziehen dürfe.

Einen Theil seiner Tagesarbeit nahm die Beantwortung der an ihn ergangenen Briefe und Anfragen hinweg. Zuweilen häufte sich die Anzahl der eingegangenen Schreiben im Jahre hindurch auf Tausend, von welchen er in der Regel keines ohne Antwort ließ; und diese Antwort erfolgte so umfangreich, daß man erstaunen muß, wie er Zeit dazu haben konnte. Die wichtigern Antworten behielt er in Abschrift, welche ein Student der Theologie, der ihm als Famulus zur Hand ging und an seinem Tische mit speis'te, besorgte. Die Copie'n hatte er nach einer strengen Ordnung in besondere Fächer vertheilt, so daß er augenblicklich jeden Brief wieder finden konnte, den er geschrieben hatte. Und aus diesen Briefen sind denn die theologischen Bedenken entstanden, welche theils er selbst, theils nach seinem Tode der Baron v. Canstein in sechs umfangreichen Quartbänden herausgegeben hat.

Weil nun diese Briefe zum größten Theile den allgemeinen Nutzen zum Zwecke hatten, die Angelegenheiten der Landeskirche besprachen, theils auch sonst zur Förderung einer christlichen Gesinnung dienten, und doch das Porto für tausend und mehr Briefe und Packete in einem Jahre eine bedeutende Summe ausmachte, so hatte Spener bei dem Churfürsten von Sachsen die Vergünstigung ausgewirkt, daß er Briefe und Packete postfrei empfing und versendete; eine Vergünstigung, welche ihm auch während seines letzten Jahres in Frankfurt der General-Postmeister Graf von Taxis aus eignem Antriebe zugesprochen hatte.

Fassen wir nun das Urtheil über Speners innern Menschen zusammen, so finden wir Folgendes: Gott hatte ihm einen hellen scharfdenkenden Geist und alle die Gaben gegeben, welche zur segensreichen Erwerbung von Gelehr-

samkeit und Wissenschaft nöthig sind. Das Reich seines Wissen war ausgedehnt: denn nicht blos in der Theologie, sondern in aller Verzweigung der natürlichen Wissenschaften war er gründlich unterrichtet, und ein unermüdlicher Fleiß und wahrhafte Liebe zu allem Wissenswürdigen waren die Mittel und Wege, auf welchen er diesen ungewöhnlichen Reichthum an menschlichem und göttlichem Wissen sich eingetragen hatte. Sein Gemüth glich einem herrlichen Garten, in welchem alle Himmelsblüthen Wurzel hatten und Früchte trugen. Sein Glaube war im biblischem Sinne des Wortes einfältig; daher fehlte ihm jener Glaubensmuth, jener Heroismus des gläubigen Herzens, wie unser Luther ihn hatte, daher er auch offen bekannte, daß er nicht zu einem Reformator der Kirche tauge. „Die Thorheit," spricht er von sich selber, — „mich für einen Reformator der Kirche zu halten, laß ich in mir nicht aufsteigen; ich kenne meine Schwachheit zu gut, daß ich dazu weder Weisheit noch Kraft empfangen habe. — Mir genügt es, wenn ich unter Diejenigen gehöre, welche zu einer Reformation Andere aufmuntern, die der Herr dazu ausgerüstet haben mag." — Irdische Güter hatten für ihn gar keinen Werth, so wie Sorge um das irdische Wohlsein nicht im Geringsten seine Seele beschwerte. Obgleich seine brieflichen Antworten wahrhafte Arbeiten waren, mit welchen speculirende Buchhändler auch zuweilen ihren eignen Gewinn trieben, so war er doch niemals selbst zu bewegen, eine auch auf die zartfühlendste Weise gebotene Entschädigung anzunehmen, und schickte dergleichen augenblicklich zurück. In der Haushaltung blieb er ein Fremdling, und die ganze Sorge dafür lag ungetheilt auf dem Herzen der thätigen Hausfrau. Seine Seele war unaufhörlich mit Gott beschäftigt, daher konnte er nicht nach irdischen Dingen fragen.

Seine Demuth war vollkommen, soweit dies dem Menschen möglich ist. Er erkannte vor Gott und den Menschen nichts als sein Eigenthum an, als was an seinen Werken noch fehlte. Die größte wie die geringste Ehrenbezeugung lehnte er unerbittlich von sich ab, er kannte keine andere Ehre, als die Ehre Gottes seines Herrn.

Allen Segen seiner Arbeit betrachtete er als die Erhörung des Gebetes Anderer für ihn. Es betrübte ihn in-

nigst, wenn seine Freunde und Anhänger Spenerianer genannt wurden, nicht des Spottes wegen, der darin für ihn lag, denn er erkannte auch in diesem Spotte mit seinem Namen die Liebe Gottes, die ihn dadurch demüthigen wolle, sondern wegen der Anschuldigung, daß er das Oberhaupt einer neuen Secte sei. Und als im Gegentheile die dankbare Liebe seiner Anhänger unter den Geistlichen so weit ging, daß diese seinen Namen auf der Kanzel gebrauchten, kam er ernstlich dringend dagegen ein.

Er wollte nichts weniger als der Mittelpunkt Derjenigen sein, die in ihm ihren besonderen Führer und Rathgeber verehrten. Er wies den Vorwurf, daß er eine Secte mache, mit eben solcher Bestimmtheit zurück, als das Lob, daß er Tausende von Schülern habe. Er sah es als sein eigenthümliches Loos an, daß er kein gerechtes Gericht auf Erden finden sollte, indem der eine Theil ihm mehr Böses und Uebles, der andere Theil aber mehr Liebes und Gutes zuschrieb, was er Beides nicht verdiene. Sein Wahlspruch war das paulinische Wort: Durch böse Gerüchte und gute Gerüchte (2 Cor. 6, v. 8.), an dessen Wahrheit er so gewöhnt war, daß er es für kein gutes Zeichen hielt, wenn einmal üble Nachreden eine Zeitlang unterblieben. Noch von Berlin aus, wohin ihm die Verläumdung wegen Erregung der pietistischen Streitigkeiten folgte, erklärte er sich stündlich bereit, sich zur Untersuchung seines amtlichen und privaten Lebens in Dresden zu stellen.

Seine Sanftmuth und Geduld war unüberwindlich; jedes Wort in seinen zahlreichen Streitschriften, die er oft gegen die gehässigsten Angriffe und mit widerstrebendem Herzen aber zur nothwendigen Vertheidigung seines lautern Werkes schreiben mußte, zeuget davon, daß der Gleichmuth seines Herzens nicht gestört werden konnte. Er stritt nicht um des Streites, sondern um des Friedens und der göttlichen Wahrheit willen; daher blieb er bei allen persönlichen Angriffen ruhig und freudig; und alle Schmach und Schande, mit der seine Gegner ihn verderben wollten, haben ihm auch nicht eine einzige Stunde Schlaf geraubt. Daher verlangte oder erwartete er auch niemals, daß sich Andere in Schriften seiner annehmen sollten.

Wenn man die oft niedrige und ehrlose Heftigkeit seiner Gegner, und darunter oben an Dr. Joh. Benedict

Carpzov, der berühmte leipziger Professor, Dr. Alberti, der gelehrte Philosoph, Dr. Mayer, früher Professor in Wittenberg, dann Hauptpastor in Hamburg, der Spener'n förmlich beim Churfürsten von Sachsen als einen zweiten „Thomas Münzer“ verklagte und dessen Bestrafung verlangte, ferner Dr. Schelwig, Pastor und Rector zu Danzig, Dr. Pfeiffer, Superintendent zu Lübeck, dazu die ganze theologische Facultät zu Wittenberg, und außerdem ein unzählbares Heer kleinerer Feinde, die alle den einen Spener in ihrer Gottesfurcht nicht aufwogen, — wenn man die gemeine Heftigkeit solcher Männer gegen die wahre Engelsgeduld und Engelsmilde hält, mit welcher der Angegriffene sich und sein köstliches Werk vertheidigte, so sieht man nicht allein sogleich, auf welcher Seite die Wahrheit liegt, sondern man begreift auch kaum, wie ein menschlich fühlendes Herz solche Sündfluth von Schmähungen so ruhig tragen könnte. Aber Spener gedachte allezeit an seine eignen Fehler und Sünden, und das erhielt ihn mild und sanft gegen Andere, selbst gegen die ungerechtesten Feinde. Er gehörte zu den wenigen Menschen, auf welche sich das Wort des Herrn über Nathanael: Siehe ein echter Israeliter, in welchem kein Falsch ist (Joh. 1, v. 47) in voller Wahrheit anwenden läßt. Auch die unschuldigste Verstellung war ihm fremd; er gestand seine Unwissenheit in diesen oder jenen Stücken, eben so unbefangen, als seine Mängel und Fehler, und es galt ihm völlig gleich, ob es ihm vor der Welt Ehre oder Schande bereite.

Was er Andern predigte, war seine eigne innerste Ueberzeugung; aus dem Evangelio schöpfte er alle göttliche Gnade, Rechtfertigung und Heiligung. Der Glaube war ihm das himmlische Licht in der Seele des bußfertigen Sünders, der nicht allein die Gerechtigkeit unsers Heilandes ergreifet, sondern auch die Gesinnung des Menschen einzig und allein umzuändern vermag. Nur ein solcher neuer Mensch kann es in der Heiligung so weit bringen, daß die Schrift sein Wachsthum eine „Vollkommenheit“ nennt, zwar nicht nach dem Gesetze, sondern nur nach dem Evangelio. Er erkannte vor Gott keine anderen Werke als gut an, als welche aus dem Glauben, aus Dankbarkeit zu Gott hervorgehen, ohne allen eignen Nutzen und eigne

Ehre. Er wollte an sich, wie an Andern nichts, als die evangelische Gottseligkeit befördern, und er verstand unter dem Glauben, der uns gerecht und selig macht, kein müssiges und unfruchtbares Gefühl des menschlichen Herzens, sondern eine göttliche Wirkung, die den Menschen nach 2 Petri 1, v. 4, der göttlichen Natur theilhaftig macht, sobald er die vergängliche Lust der Welt fliehet. Er stand mit seiner ganzen Seele auf dem einen und wahren Grunde Jesu Christo, er kannte keine andere Rechtfertigung des armen Sünders vor Gott, als die aus Gnaden um Jesu Christi willen, ohne Zuthun selbst unserer besten Werke.

Nicht leicht hat ein Anderer sich selbst so wahr erkannt und in demüthiger Aufrichtigkeit sich geschildert, als Spener: „Es mangelt mir," — schreibt er noch vor seinem Berufe nach Dresden, — „an der nöthigen Klugheit und Weisheit, welche Gebrechen ich sogar bei meinen besonderen Amtsverrichtungen wahrnehme, so daß ich mich bei mir selbst schäme, wie ich sogar keinen Rath finden kann. Es mangelt mir an der Kraft des Geistes von Oben, die leider sehr schwach an mir ist, und meine natürliche Furcht selbst im Geringsten nur schwer überwindet, nimmermehr aber hinreicht, um mich Dessen zu unterfangen, was einen rechten Heldenmuth erfordert. Diesem nach mangelt's mir am göttlichen Beruf, und ich vermag weder dem Herrn ein Haus zu bauen, noch bin ich von Gott gewürdigt, durch ihn Israel Heil widerfahren zu lassen. Würde ich also mehr unternehmen, als wozu mich Gott treibet, so würde ich Gott versuchen, und selbst darüber zu Schanden werden!" — —

Der Grundton seiner Seele war eine untrübbare Freudigkeit in Gott, und wenn er über die vielfachen, giftigen Kränkungen, die er von allen Seiten bis an sein Grab zu erleiden hatte, ja einmal trauerte, war es nur deshalb, daß er zu einem Steine des Anstoßes gesetzt sei, an dem sich so Viele ärgerten! —

Die Ehe, welche Spener mit seiner Gattin führte, war in jeder Hinsicht eine glückliche und gesegnete. Frau Susanna liebte ihren Gatten von ganzem Herzen und

bewahrte ihm eine reine keusche Treue. Sie war die erste und letzte Freundin seines so viel bewegten Lebens und versüßte ihm durch ihre untrübbare Freundlichkeit die Kränkungen und Bitterkeiten seines öffentlichen Lebens. Ihre Seele war in der Furcht des Herrn gegründet, nnd Gottes Gnade hatte ihr alle Vorzüge einer treuen, klugen und wirthlichen Hausfrau gegeben. Dies war für Spenern um so erfreulicher, als er mit den Sorgen des Hauswesens sich niemals befaßte oder befassen mochte. Ja selbst dadurch, daß die treue Mutter die schwere Last der Kindererziehung ganz allein über sich nahm, erleichterte sie ihrem Gatten die Mühen und Kämpfe seines Amtes. Dabei lebte sie eingezogen und still, und wurde durch ihren Lebenswandel ein wahres Vorbild aller Predigerfrauen.

Spener nannte sie daher auch in allen Briefen, wo er ihrer gedacht, seine liebe Hausfrau. Als deshalb einmal Jemand, der von dem Ehestande verächtlich dachte, ihm von einem Gerüchte erzählte, nach welchen Spener seine getroffene Wahl, sowie überhaupt seine Verehelichung bereut haben sollte, antwortete er: „Es ist weder in mein Herz, noch meines Besinnens, in meinen Mund gekommen, zu sagen, daß es mich reue, in den Ehestand getreten zu sein. Auch könnte ich Solches nicht sagen, ohne Undankbarkeit gegen Gott, der mich darein berufen, und in demselben mir seine Gnade vielfältig erzeigt hat. Ja, Gott hat in meinem Ehestande meiner Seele noch mehr Gutes erwiesen, als in meinem ledigen Stande; daher danke ich herzlich für solchen Beruf. Wer also anders von mir redete, gegen den könnte ich ohne Verletzung der Wahrheit harte Worte gebrauchen. Ich will aber auch die Liebe nicht verletzen, und sage also nur, daß man mir in Solchem Unrecht thut und Falsches beimisset!" —

Die treue Gattin, welche ihren kranken und sterbenden Gatten mit der aufopferndsten Liebe und Sorgfalt pflegte, überlebte ihn auch nur neun Monate. Sie starb in demselben Jahre 1705 am 5. November gegen Mitternacht in einem Alter von 61 Jahren und 10 Monaten, nachdem sie 40 Jahre lang mit ihrem seligen Gatten Leid und Freude getreulich getragen hatte. Am 11. November trug man sie zu Grabe, und derselbe Blankenberg, der ihrem Gatten die Todtenrede gehalten hatte, und der unterdessen

sein Nachfolger geworden war, hielt ihr die Leichenpredigt über Hebr. 13, v. 14. „Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir.“ —

Die Ehe dieses frommen Paares hatte Gottes Gnade mit elf Kindern gesegnet, sechs Söhnen und fünf Töchtern. Bei des Vaters Tode waren noch sechs Kinder am Leben, welchen er den letzten Segenswunsch hinterließ, daß sie nur in des Herrn Gnade und Furcht ihr Leben zubringen, und in Zeit und Ewigkeit Gottes Kinder bleiben möchten. Die spenerschen Kinder waren folgende:

1) Susanna Catharina, welche sich am 5. Oct. 1686 zu Dresden mit dem berühmten Professor der Theologie, Dr. Rechenberg in Leipzig, verheirathete. Spener hatte die großväterliche Freude, aus dieser Ehe zwei Enkel an sein Herz zu schließen.

2) Johann Jacob, der als Professor der Physik und Mathematik an der neuerrichteten Universität zu Halle bereits im Januar 1692 etwa 25 Jahr alt und unverheirathet starb.

3) Elisabeth Sybilla, welche sich im November 1688 mit Dr. Christian Gotthelf Birnbaum, damals Superintendenten in Colditz, später geistlichem Inspector zu Prenzlow in der Uckermark verheirathete, und ihren Vater mit acht Enkeln erfreuete.

4) Philipp Reinhardt, der sich der Medicin und Apothekerkunst widmete, und auf dem Friedrichswerder in Berlin ansässig ward. Derselbe hatte sich im Jahre 1697 verheirathet und seinem Vater fünf Enkel gegeben.

5) Wilhelm Ludwig, der als Candidat der Theologie und als Hauslehrer in einer adeligen Familie zu Lindhofen in Liefland bereits im Jahre 1696 starb.

6) Christian Maximilian, noch bei Lebzeiten seines Vaters Dr. der Medicin und Hofmedicus, der denselben ebenfalls noch mit zwei Enkeln in glücklicher Ehe erfreuete.

7) Jacob Carl, der anfangs Theologie studirte, dann zur Rechtsgelehrsamkeit überging. Er wurde Doctor und Professor zu Halle später zu Wittenberg, wo er zugleich im Consistorio, wie in der Juristen-Facultät, zum Beisitzer ernannt wurde. Leider verfiel dieser Sohn später und lange nach des Vaters Tode in eine unheilbare Geisteskrankheit, in welcher er auch gestorben ist.

8) Ernst Gottfried, das jüngste, unserm Spener in seinem Alter zu Dresden geborene Kind. Dieser Sohn hatte sich in seiner Jugend einem ziemlich unordentlichen Leben ergeben, wurde aber später durch Gottes Gnade zur Erkenntniß geführt. Er starb als Königlich Preußischer Oberauditeur in Berlin.

Die drei übrigen Kinder, drei Töchter, waren in frühester Kindheit gestorben; eins derselben in einem Alter von 5 Jahren und 10 Monaten, nach langer auszehrender Krankheit.

Zum Beweise, mit welcher väterlichen Liebe Spener für das geistige Wohl seiner Kinder besorgt war, und zugleich zur wahrhaften Erbauung des Lesers möge hier noch ein Brief stehen, welchen der Vater von Dresden aus an seinen Sohn Philipp Reinhardt schrieb, als derselbe in Leipzig die Apothekerkunst erlernte.

Der Brief lautet also:

Göttliche Gnade und Kraft des heiligen Geistes von dem himmlischen Vater durch Jesum Christum seinen Sohn!

Lieber Sohn.

Es ist mir dein Schreiben und Neujahrwunsch angenehm gewesen. Der Gott, zu dem alle unsere Wünsche gehen, erfülle ihn an mir, wie es zu seiner Ehre dienlich, meinem Amte heilsam und den Meinen insgesammt nützlich sein wird. Er lasse dir aber auch ein solches Jahr eingetreten sein, oder vielmehr alle deine Jahre so viel er in dieser Zeitlichkeit bestimmt haben wird, also zugebracht werden, daß sie tägliche Kraft und Licht in deiner Seele durch den heiligen Geist vermehren, daß in dessen Gnade

alle deine Verrichtungen geschehen, und ihm mögen gefällig sein, daß er dir auch an Gesundheit und übrigen dieses Lebens Segen, alles zuwerfe, so viel er dir selig zu sein erkennet. Dieses ist mein täglicher Wunsch, für dich und alle deine Geschwister, damit aber solcher auch an euch möge kräftig sein, so setze dein herzliches Gebet auch täglich hinzu, nnd wandle vor Gott, wie es demselben gefällig ist. Lasse also deine Hauptsorge diese Zeit und dein Lebelang sein, wie du deinem himmlischen Vater treulich dienen könntest, daran du wissest, daß Alles gelegen ist. Lies auch, soviel du Zeit haben kannst, in der heiligen Bibel, und andern gottseligen Büchern, und höre das Wort Gottes in den Predigten mit Andacht, damit der gute Anfang der Erkenntniß Gottes möge mehr und mehr fortgesetzet, und dieselbe immer so viel tiefer dir in die Seele gedrücket werden.

Dazu aber ist nicht eben gar vieles Lesen nöthig, sondern daß du das Wenige, was du liesest, fleißig erwägest, und wo du Morgens nicht mehr als ein Sprüchlein gelesen hättest, hingegen den ganzen Tag unter deiner Arbeit daran gedenkest, ist dir's nützlicher, als ganze Capitel ohne Nachsinnen. Nimm dir also täglich einen solchen Spruch vor zur Uebung deines ganzen Tages, und nachdem er von Etwas handelt, mache ihn zu Nutzen, entweder, wenn er von einer Wohlthat handelt, daß du den ganzen Tag solche Wohlthat dir lässest vor den Augen stehen, und immer Gott dafür Dank sagest; oder ist's Etwas, was du thun sollest, daß du auch gedenkest, ob du dergleichen zu thun dich bis daher beflissen habest und den ganzen Tag dir vornimmst, daß du dich darnach in deinem Leben richten wollest. Dieses wird der rechte Weg sein, darauf du zu einer fernern Erkenntniß kommen und darin gestärket werden wirst. Am Allerangelegensten aber lasse dir das liebe Gebet befohlen sein, daß du sowohl morgens als abends, vor und nach der Mahlzeit dein Gebet thuest, aber allezeit so, daß es mit herzlicher Andacht geschehe und du dir allezeit in deiner Seele vorstellest, mit wem du redest und vor wen du trittst. Gedenke aber auch nicht, daß es mit solchem Gebete alsdann genug sei, sondern erinnere dich Dessen treulich, wie Christen allezeit beten sollen, daß du also, wo du an deine Arbeit gehest, was du angreifest, in

deiner Seele Gott um seine Gnade, welche er dir dazu verleihen wolle, inniglich anrufest, ja unter aller Arbeit manchmal dein Herz zu Gott erhebest, er wolle dich in Gnaden ansehen, er wolle dir seinen heiligen Geist geben, er wolle dich behüten vor allen Sünden, er wolle dir Kraft verleihen, Dasjenige zu thun, was ihm angenehm ist; er wolle dir hingegen deine Fehler um seines Sohnes willen vergeben, und was dergleichen Stoßgebetlein und Seufzer sein mögen, dazu keine Kunst gehört; sondern wo du dich daran gewöhnest, wird dir der gute Geist allezeit dasjenige geben, was du in deiner Einfalt zu bitten habest. Wie du auch den Anfang in unserem Hause gemacht hast, aus dem Herzen und mit eignen Worten zu beten, so unterlaß Solches nicht, sondern übe dich mehr und mehr darin, und glaube, je vertraulicher du mit Gott wirst und zu reden dich gewöhnest, so viel Gnade wirst du von ihm genießen.

Am lieben Sonntage suche sonderlich die Zeit, so viel dir werden mag, zum Geistlichen anzuwenden, und thue dich je mehr und mehr ab von der gemeinen Gewohnheit, nach welcher man den Sonntag ansiehet für den Tag der Lust und Fröhlichkeit; suche du aber lieber deine Lust in Gott und in dem Geistlichen, und sei versichert, daß dieselbe die vergnüglichste sei. Was du also ohne den öffentlichen Gottesdienst an Zeit erlangen kannst, so wende sie an zu dem Geistlichen, Beten, Lesen, Singen und Nachdenken, was dir Gott die vorige Woche Gutes gethan oder vor Bösem dich bewahret hat, daß du ihm dankest für alle solche Wohlthat, ihn um Vergebung bittest, wo du gesündigest hast und dir auf die nächste Woche einen herzlichen Vorsatz in Gott nimmst. Wo du dich also den Sonntag zu heiligen befleißigest, so wirst du allezeit eine recht gesegnete Woche bekommen und in deinem Christenthume zunehmen, daß dich's ewig nicht reuen soll. Gedenke aber ferner, daß die Gottseligkeit nicht nur bestehe im Lesen, Hören oder Beten, sondern auch in der Uebung selbst. Ach, mein Kind, gewöhne dich bald daran, daß, wann du morgens aufstehest, du bei deinem Gebete dir gleich vornimmst, du wollest dich den Tag über treulich vor allen Sünden hüten, hingegen Alles, was du den Tag thun werdest, Gott zu gefallen thun, weil es dein lieber himmlischer Vater also haben wolle, und dich in den Stand, worin du stehest, gesetzt habe: damit du ler-

nest, aus deinem ganzen Leben einen rechten Gottesdienst machen, wenn du nämlich Alles deßwegen thust, daß du Gott darin zu dienen begehrest, und dich über nichts mehr freuest, als wo du abends nachdenkest, was du gethan, und findest, daß du was Gutes gethan habest, hingegen über nichts dich mehr betrübest, als wann du gewahr wirst, etwas Gutes versäumet oder Böses gethan zu haben.

Denke immer, alle Zeit in der Welt sei verloren, wo man sich Gott nicht vor Augen stellet und Etwas ihm zu Gefallen thuet. Damit du aber also immerfort ihm getreu dienen mögest, so lasse dir auch dieses unaufhörlich vor Augen stehen, daß, wo du bist, Gott bei dir und also zugegen sei, daß er Alles sehe und höre, was du denkest, redest oder thuest. Wo du fleißig hieran denkest, wird dich's von vielem Bösen abziehen und zum Guten eifriger machen, ja ein Grund sein alles übrigen Guten, was du thust. Nächst Gott hast du an deine Aeltern zu denken, daß du sowohl fleißig für sie betest und der Treue dich erinnerst, die sie an dir thun, um deinem Gott allezeit davor zu danken, als auch daß du dich befleißigest, ihrer Vermahnung treulich nachzukommen und dich also zu halten, daß sie keine Betrübniß oder Schande von dir haben, sondern sich deiner freuen und Gott über dich preisen. Dieses ist die vornehmste Dankbarkeit, die du ihnen erzeigen kannst und sollest.

Nachdem dich aber nunmehr der himmlische Vater aus deiner Aeltern Hause zu einem andern Herrn geführet hat, so denke, daß du solchem deinem Herrn und Frauen alle diejenige Pflicht auch schuldig seiest, welche du deinen Aeltern schuldig bist. Du hast sie von Grund deiner Seele zu lieben, und nicht nur aus Furcht vor Strafe, sondern von Herzen ihnen zu gehorchen. Wo du ihnen Nutzen schaffen kannst, oder Schaden verhüten, solle dir's eine große Freude sein, nicht anders, als wäre es dein eigener Nutzen. Du sollst dich in Worten und Geberden gegen sie demüthig und ehrerbietig beweisen, und ja nichts mit Willen und Unvorsichtigkeit versäumen, was zu ihrem Dienst gehöret; welches du alsdann sorgfältiger thun wirst, wenn du allezeit bedenkest, Das, was du ihnen zu Liebe oder zu Leide thust, werde Alles von Gott angenommen, als ob's ihm selbst geschehe. Wo du dich gewöhnen wirst, deiner Herrschaft also zu dienen, als Christo selbst, und von Grund der Seele, so

wird dich dein Dienst so viel leichter ankommen und desto mehr gesegnet sein. Um solcher Ursache willen hast du auch für deine Herrschaft wie für deine Aeltern andächtig zu beten, und ihre Wohlfahrt für deine eigene zu halten. Was die Gesellen anlanget, von denen du auch zu lernen hast, erfordert nicht nur allein der Brauch, sondern auch Gottes Ordnung, daß du denselben unterthan seiest, die dir Gott auch in der Lehre vorgesetzet hat; und wirst du ohne das mit Dienstfertigkeit, und wo du ihnen, wie sich's geziemet, in Allem entgegengehest, sie dir also zur Liebe verbinden, daß du selbst Nutzen davon und ein gut Gewissen habest. Was sonsten Gesinde in dem Hause und deine Mitlehrjungen anlanget, da gehe mit Allen freundlich und liebreich um, und sei Jedem in allen Stücken, was man an dir suchet, zu Willen, es sei denn Solches wider Gott und wider deine Herrschaft. Hiergegen hinein lasse dich dein Lebtag niemals verführen, mit Gesinde oder Jungen, ja sollten es auch Gesellen sein, heimlich etwas zu thun oder mitzumachen, was hinter der Herrschaft ist und zu deren Schaden gereichen würde; dann die Treue, die du denselben schuldig bist, muß dir mehr angelegen sein, als der Andern Gunst, wie es auch damit in Wahrheit niemals gut thut.

In deiner Lehre selbst sei fleißig, gieb auf Alles acht, gedenke, das sei diejenige Kunst, welche du jetzt lernest, davon du nicht allein dein Stück Brod dein Lebelang verdienen, sondern auch Gott und deinen Nächsten dienen sollst, hängt also ziemlichen Theils davon ab, wie du diese Zeit anwenden wirst, ob du dein Lebelang ein verdorbener Mensch, oder auch in der Welt etwas nützlich sein oder werden mögest: daher du so wohl Gott um seinen Geist darüber herzlich anzurufen, als allen möglichsten Fleiß und Sorgfalt anzuwenden hast, diejenige Kunst gründlich zu begreifen, an der vieler Menschen Gesundheit gelegen sein kann.

Was sonsten andere Leute anlanget, mit denen du umzugehen hast, so bezeige dich gegen Jedermann freundlich, ehrerbietig, demüthig, dienstfertig, welche Tugenden, wie sie Gott gefallen, also auch bei den Leuten einem jungen Menschen Gunst machen können. Scheue dich also keiner Arbeit, worin du Jemand einen christlichen Dienst erzeigen kannst, und siehe darin nicht darauf, was du von einem

solchen Dienst habest, sondern zeige allemal, daß es deine Freude sei, Jemandem einen Gefallen erzeigen zu können.

In dem Hause selbst sei getreu, und wenn dir einiges Geld und Geldeswerth unter Händen gegeben wird, so halte es für eine eben so schwere Sünde, auch einen Heller zu veruntreuen, als eine große Summe, wie denn Gott auf das Gemüth, nicht auf die Vielheit oder Weniges siehet. Gehe mit Allem vorsichtig um, damit du auch nicht aus Unvorsichtigkeit Schaden thuest, wo dir aber ein Unglück begegnet, so leugne es nicht, noch suche es auf Andere zu wälzen, sondern zeige deine Aufrichtigkeit mit offenherzigem Bekenntniß.

Mit deines Gleichen gehe nicht viel ohne Noth um, du seiest denn ihres christlichen Gemüths versichert; wie denn böse Gesellschaft so sehr als die Pest von dir geflohen werden muß. Wo dir aber eine Stunde gegönnet wird, so halte dich allezeit lieber zu Leuten, die älter sind als du, von denen du was lernen kannst. Vor Spielen und überflüssigem Trinken hüte dich, als vor dem Teufel selbst, wie es denn desselben gefährliche Stricke sind, damit er ihrer so Viele in zeitliches und ewiges Verderben ziehet. Gedenke allezeit, Essen und Trinken seien uns von Gott gegeben zur Nothdurft und Gesundheit, damit wir uns vergnügen und mit keinem Uebermaß oder Leckerei sie mißbrauchen sollen; sonderlich hüte dich vor allem Naschen an Obst und Früchten, damit man leicht seine Gesundheit, weil es zur Unzeit geschiehet, verderben kann, da du hingegen deine Gesundheit, als das vornehmste Gut unter Irdischem, mit Sorgfalt wahrzunehmen hast, welches dein Lebtag deine Regel sei! Wie du nun auf diese Weise gegen Jedermann und gegen dich selbst dich zu verhalten hast, so versiegele Alles damit, daß du stets mit Gott zufrieden seiest und also nicht nur mit Geduld tragest, wo er jemals nach seinem Willen dir etwas zu leiden auferlegen wollte; sondern wenn auch (welches Alles nicht ohne sein Verhängniß geschehen kann) von Andern dir Unrecht geschehen sollte, so lerne auch da alle Geduld üben, und glaube, es sei einem jungen Menschen sein Lebtag Nutzen, wo er in der Jugend gelernt oder sich gewöhnt hat, etwas zu ertragen und mit Geduld zu leiden, als wodurch der eigene Wille, als unsers alten Adams vornehmste Kraft, am Trefflichsten gebrochen wird, und solche

Gemüther ihr Lebelang zu allen Dingen geschickter sind, als Diejenigen, welche niemals zu leiden gewohnt gewesen.

Hiermit hast du, lieber Sohn, was ich als dein Vater, der dein zeitlich, geistlich und ewiges Heil verlangt, die für diesmal zu deiner Erinnerung, sonderlich im gegenwärtigen Stande, worin du jetzt lebest, dienlich erachtet habe, und versichert bin, wo du solche Regeln fleißig in Acht nimmst, sonderlich vor allem Uebrigen deinen Gott und seine Gegenwart dir stets vor Augen stellest, aus seinem Wort sowohl seine Wohlthaten als deine Pflicht dagegen täglich herzlich erwägest, alle deine Freude in der Gnade deines Gottes und dem Schatze deiner Seligkeit haben wirst, welcher dir in der Taufe wirklich geschenkt worden ist und du im Glauben seiner genießen sollest. Erinnere dich stets deines Versprechens, was du in der Taufe gethan hast, da du dem Teufel, seinen Werken und der weltlichen Ueppigkeit abgesagt, der heiligen Dreieinigkeit aber Glauben und Gehorsam zugeschworen hast und mache es zur Richtschnur deines Lebens. Daher Alles, was du thuest, bedenke vorher, ob es auch mit demselben übereinkomme und rufe über Alles dieses Gott den himmlischen Vater um die Regierung seines heiligen Geistes, der dich auf richtiger Bahn führen möge, unablässig an und lege auch zum Grunde alles deines Trostes wie deines Gebets das Verdienst Jesu Christi, das dir in Zeit und Ewigkeit wohl sein werde.

Lies diesen Brief vielmal, sonderlich Sonntags, und examinire dich allemal darnach, worinnen du demselben nachgekommen seist oder zurückgeblieben wärest, damit du alsobald, wo du Fehler findest, sie wiederum besserst.

Nun, der Herr, dem ich dich in der heiligen Taufe aufgeopfert, zu dessen Furcht ich dich oft unterrichtet und ermahnet, auch habe unterrichten und ermahnen lassen; dem ich dich mit deinen Geschwistern im Gebete vortrage, der auch allein zu allem Vermahnen Kraft geben kann, behüte dich durch seine heiligen Engel auf allen deinen Wegen, er regiere dich allezeit selbst mit seinem guten Geiste, er bewahre dich vor der List des Teufels, vor dem Aergerniß der Welt, vor aller bösen Gesellschaft und vor der Folge deines eignen Willens. Hingegen wirke er in dir, was ihm gefällig und dir nothwendig ist, damit ich und deine liebe Mutter uns bei unserm Leben darüber mit herzlichem Danke

gegen Gott allezeit erfreuen mögen, wenn wir sehen, daß du in dem Gehorsam, Gnade und Kindschaft des himmlischen Vaters (so uns mehr sein solle, als wo du in der Welt etwas Großes worden wärest, darnach wir bei den unsrigen als Christen nicht viel zu streben haben) dein Lebelang bleibest, dort aber in jener seligen Ewigkeit mit allen Uebrigen, die uns Gott gegeben hat, mit inniglicher Wonne wiederfinden, Amen. Hiermit empfehle ich dich der ewigen Liebe und Gnadenleitung des gütigen Gottes von dem Grund der Seelen, und verbleibe

Dein dich liebender Vater

Philipp Jacob Spener.

Obgleich Spener eine zeitliche Ehre, welche Personen von Bedeutung zugetheilt wird, ernstlich und ausdauernd zurückwies, — nämlich die Ehre abgebildet zu werden, — so vermochte er es doch nicht in allen Fällen durchzuführen. Bereits in Dresden, wo in dem churfürstlichen Betstübchen der Schloßkirche die Bildnisse sämmtlicher Oberhofprediger und Beichtväter der Regentenfamilie aufgestellt wurden, hatte Spener es nicht vermeiden können, sich dem Maler zu setzen, so ungern er es auch that. Denn durchdrungen von der aufrichtigsten Demuth konnte er in Wahrheit nicht begreifen, was die Leute an ihm Vorzügliches finden und ihn so hoch erheben wollten, und hielt demgemäß eine ihm widerfahrende Auszeichnung oder Schmeichelei für eine Versündigung an Gott. Als daher von so vielen Seiten der Wunsch laut wurde, Speners Bildniß zu besitzen, konnten die Seinen nach langem Zureden nur dann erst seine Zustimmung erhalten, als sie ihm versicherten, er werde dadurch einem armen Maler, der tief in Schulden stecke und sonst keine Hilfe mehr hoffen könne, aus seiner großen Noth helfen. Er ließ es nun geschehen; aber mit widerstrebendem Herzen. Und noch auf seinem Todtenbette bat er die Seinen dringend, es niemals zu gestatten, daß von ihm nach seinem Tode irgend ein Bildniß gemacht würde.

Dieser Wunsch ließ sich nun freilich, bei dem allgemeinen Verlangen und der großen Hoffnung auf Gewinn, nicht so streng erfüllen, so daß selbst die spenerschen Erben, als sie vier Jahre nach ihres Vaters Tode dessen in lateinischer Sprache geschriebene Bedenken und briefliche Antworten herausgaben, dem Wunsche des Buchhändlers Zeuner in Frankfurt am Main, Speners Bildniß dem Buche beizugeben, nicht ausweichen konnten. Die größte äußere Ehre in dieser Hinsicht wurde dem frommen Manne noch bei seinen Lebzeiten und natürlich ohne sein Wissen und Willen, dadurch zu Theil, daß eine große silberne Münze auf ihn geprägt wurde. Diese Spenerthaler gehören jetzt zu den seltensten Cabinetsstücken, so daß eine nähere Beschreibung derselben dem christlichen Leser willkommen sein wird.

Die eine Seite zeigt Speners Brustbild in seiner Amtstracht; die Gesichtszüge sind ausnehmend scharf und deutlich geprägt, und drücken ganz den frommen Ernst des gläubigen Mannes aus. Ein knappes Mützchen deckt den Scheitel; die langen volllockigen Haare aber fallen auf die Schultern und über den Rock herab. Die in lateinischer Sprache abgefaßte Umschrift lautet zu Deutsch:

> Philipp Jacob Spener, der heiligen Theologie Doctor, vordem berufen nach Straßburg und Frankfurt, von da an den Hof des Churfürsten von Sachsen, jetzt Rath des Churfürsten von Brandenburg, Consistorialbeisitzer und Probst zu Berlin, geboren zu Rapportsweiler im Elsaß den 13. Januar 1635.

Die andere Seite zeigt Spenern in der Tracht eines geistlichen Ritters, auf einem Knie niedergeworfen. Um ihn herum erheben sich allerhand giftige Thiere und Spukgestalten. Zu seiner Rechten das Weib aus der Offenbarung auf dem rosinfarbenen Thiere (Cap. 17, v. 3. fg.) ein Pfau, eine Schlange, eine Eidechse, eine Kröte, als Sinnbilder des geistlichen Babels. Diese dringen auf ihn ein, er aber hält ihnen ein Schild entgegen, auf welchem das Wort „Wahrheit" steht.

Zu seiner Linken kriechen doppelköpfige Thiere, Füchse und Drachengestalten hervor, welche er mit dem Schilde: „Liebe“ von sich abwehrt. Ueber diese Spukgestalten aber, welche die verschiedenen Feinde und Widersacher Spener's versinnbilden und die fast einzeln eine persönliche Deutung zu lassen, theilt sich der Wolkenhimmel in zwei Gewitterheere, aus welchen zackige Blitze auf die Gestalten herunter fahren. Mitten aber leuchtet die Sonne in aller Klarheit auf den knieenden Rittersmann die Worte herab: „Für dich kämpfet der Himmel.“ Zu seinen Füßen aber steht das Wort „Tandem,“ das heißt „Endlich.“ Dies Wort hatte sich Spener zu seinem Symbolum erwählt und zwar in folgender Schreibweise.

Tu	Acquisivisti	Nos	Domine	Ex	Mundo
Tempore	Accepto	Nobis	Deus	Exauditionem	Maturat.
Ex.Joh.XV,19.	XVII,14.16.	Gal.I,4.	Esa XLIX,8.	2Cor.VI,2.	Ps.CLIX,12.

Die den Anfangsbuchstaben zugesetzten Worte geben die beiden Sätze:

Tu acquisivisti nos Domine ex mundo.

Du hast uns, Herr, vor der Welt erwählet.

und

Tempore accepto nobis Deus exauditionem maturat.

Zur angenehmen Zeit hat uns der Herr erhört.

Gedanken, welche sich in den darunter verzeichneten Stellen ausführlicher wiederfinden. Mit dem Worte „tandem“ wollte Spener ohne Zweifel die endliche Erhörung Gottes in allen unsern Nöthen und unsere endliche Erlösung durch den Tod von allem Uebel ausdrücken.

Spener hatte die Gewohnheit, sich mit diesem seinem Symbolum in die Stammbücher einzuzeichnen. Auch schrieb er dann gern noch die biblische Stelle bei: „Herr, wenn ich gedenke, wie du von der Welt her gerichtet hast, so werde ich getröstet.“ Psalm 119, v. 52. Dieses Schriftwort, über welches er in Straßburg seine Abschiedspredigt gehalten hatte, war ihm seit dieser Zeit in seinen vielen Leiden und Kämpfen zu einem besondern Troste geworden.

Da der König von Preußen, der zu Anfange des Jahres 1701 diese Würde annahm, auf dieser Münze noch Churfürst von Brandenburg genannt wird, und Spener im Jahre 1691 nach Berlin berufen worden war, so muß diese Münze in den ersten Jahren seines berliner Wirkens geschlagen worden sein.

Und so schließen wir denn den Lebensabriß dieses frommen Mannes mit dem herzlichsten Wunsche, daß die spenersche Gottesfurcht, sein Streben nach dem rechtschaffenen Wesen in Christo Jesu auch noch unter uns sich finden möge. Wenn auch der leidenschaftlich erbitterte und verblendete Professor Dr. Fecht in Rostock, ein Jugend- und Universitätsfreund Speners, nach dessen Tode es in die Welt hinausschrieb, daß Spener der Seligkeit verlustig gegangen, und es demnach unchristlich sei, zu sagen: Der selige Spener, so wissen wir doch, daß unser theurer Gottesmann zu den Wenigen gehört, auf welche das Wort der Schrift seine volle Anwendung erleidet: Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat Denen, die ihn lieb haben. (Jac. 1, V. 12.)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wildenhahn, Karl August,

Leben des Dr. Philipp Jacob Spener

Bielefeld 1845

Biogr.c. 306 v-1,1/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070932-3